

Intimate Talks



auf grauen
Fittichfingern
in blauer Weite

Gespräche zu Krankheit, Widerstand und
Formen kollektiver (Gesundheits)Fürsorge

**Wie wir dahin kamen, wo wir jetzt sind
Über Intimate Talks [Intime Gespräche]**

- Andrea Keppler, Noël Labridy und Nino Halka 1
- Projektdokumentation. Eine Auswahl in Bildern 8

Intimate Talk

Katrin Dinges

- Bruchlinien und Kraftquellen, Gedichte 15

Intimate Talk

Johanna Ackva

- Momente aus einem Gespräch zu Sterben, Tod, Trauer und Abschied 29
- Fragen zum Tod 37

Intimate Talk

Anna Maria Storms und Eva Storms

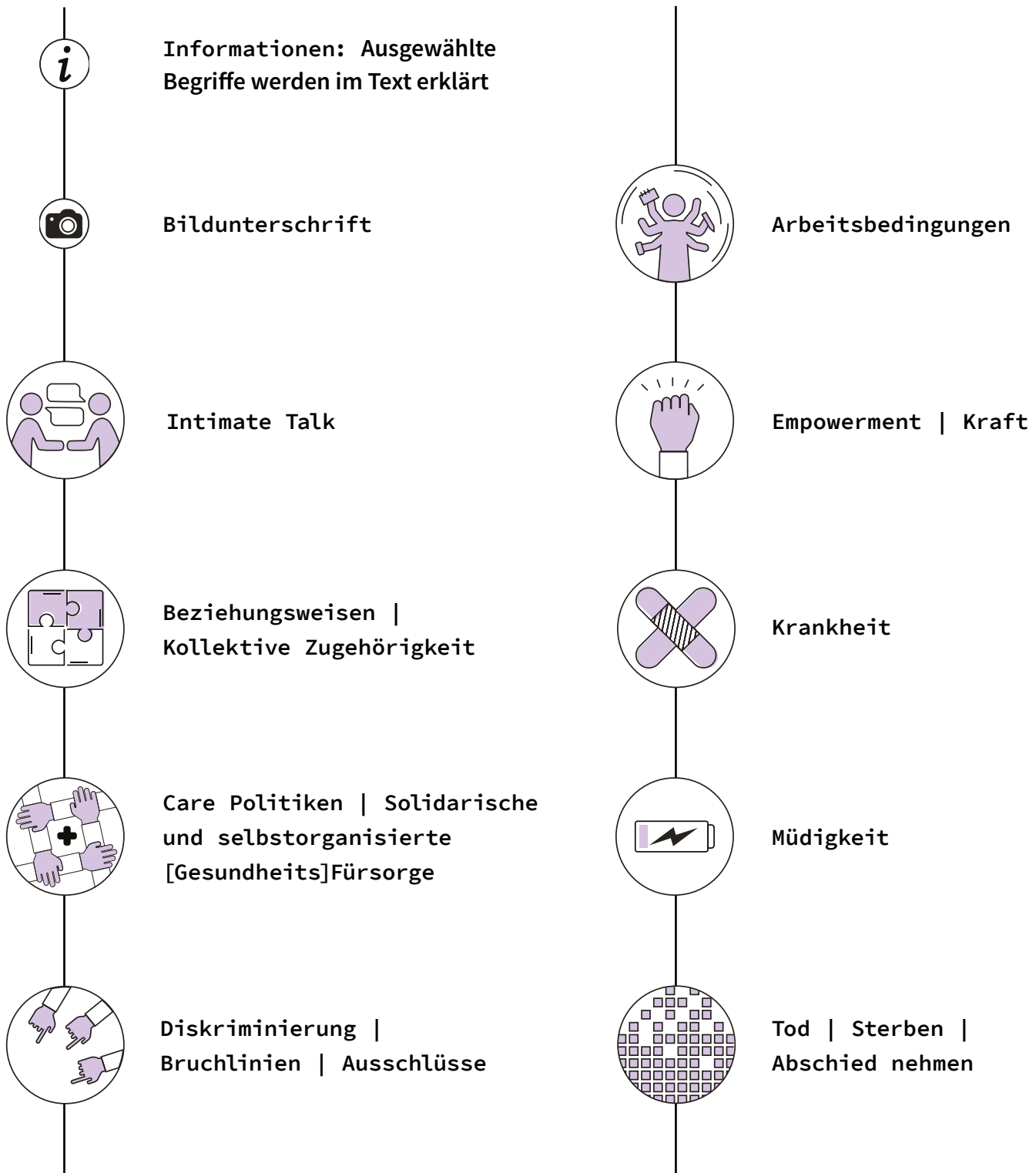
- Das, was jede Geschichte besonders macht, ist, dass sie dem*der Erzähler* in gehört. Keine zwei Leben sind gleich. 39

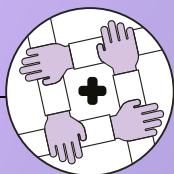
Intimate Talk

Kallia Kefala

- Müde 53
-

Wir verwenden Symbole zur Orientierung und als erweiterte Content Note / Inhaltsangabe. In unserer Publikation werden Themen angesprochen, die unangenehme Gefühle oder Erinnerungen hervorrufen können.





Über Intimate Talks [Intime Gespräche]

– Andrea Keppler,
Noël Labridy und
Nino Halka

Wie so oft kam vieles anders als geplant. Im Prozess stellte sich z. B. heraus das wir im ersten Schritt kein gedrucktes, sondern ein digitales Heft herausgeben werden. Das hat mit Kapazitäten und Ressourcen zu tun, die nur begrenzt verfügbar sind, aber auch weil es für viele Menschen zugänglicher ist. Anstelle einer Druckversion, die wir uns zu Beginn der Arbeit vorgestellt haben, möchten wir jetzt eher eine Veranstaltung organisieren, die Raum für Austausch, Verbindungen und Allianzen sein kann und gleichzeitig eine Möglichkeit ist das Zine im physischen Raum zu aktivieren und kennenzulernen. Längerfristig wollen wir das Rechercheformat der *Intimate Talks* sehr gerne als barrierearme Reihe weiterführen. Denn es gibt noch viel Gesprächsbedarf und -anlässe.

Andrea: Das Rechercheprojekt *On Illness, Resistance and Modes of Collective (Health)Care / Über Krankheit, Widerstand und Formen kollektiver (Gesundheits)Fürsorge* wurde von Johanna Ekenhorst, Nino Halka und mir 2019 ins Leben gerufen. Wir wollten uns intensiver mit Themen rund um Krankheit, Erschöpfung, Diskriminierung, Verlust, Tod und Trauer beschäftigen. Zum einen, weil wir selbst sehr persönliche Erfahrungen dazu gemacht hatten, zum anderen, weil wir es gesellschaftspolitisch wichtig finden, eine vielgestaltige Auseinandersetzung mit diesen Themen zu haben. Besonders neugierig waren wir auf kritische, künstlerisch-aktivistische Praxen, die diese Themen verhandelten und alternative (kollektive) Formen von Fürsorgebeziehungen und Beziehungsarten vorschlugen. Damals lag die Covid-Pandemie noch weit vor uns. Die uns umgebenden globalen Krisen – Krisen der Fürsorgebeziehungen – waren allerdings schon sehr präsent. Fast zwei Jahre später, von September bis November 2021, entfaltete sich das Projekt dann in Form einer Veranstaltungsreihe, entlang von Performances, Intimen Gesprächen, einem Spaziergang, Filmvorführungen, Workshops, der Ausstellung und dem wachsendem Archiv. Das Team und die Perspektiven hatten sich dann mit Nuray Demir und Teuku Ferdiansyah Thajib als Ko-Kurator*innen und Noël Labridy als Projektassistenz noch mal erweitert.

Nun, im dritten Jahr der Pandemie, arbeiten wir an diesem **Zine**.



Zine wird wie „Sien“ ausgesprochen und ist eine Kurzform des englischen Wortes Magazine. Zines sind kleine, unabhängige Publikationen in Form von Heften oder Zeitschriften zu einem bestimmten Thema. Durch Zines kann eine Gemeinschaft geschaffen werden, in der über gemeinsame Themen, Diskriminierungserfahrungen und Gedanken in kreativer Art und Weise kommuniziert wird.



Wir nutzen das Gendersternchen ***** (Asterisk) als ein Mittel der sprachlichen Darstellung aller sozialen Geschlechter und Geschlechtsidentitäten mit der Intention, durch Strahlen auch denjenigen Menschen gerecht zu werden, welche nicht in das normbehaftete und ausschließlich Frau/Mann-Schema hineinpassen (wollen).

Die Klimakrise ist inzwischen noch sichtbarer geworden, Konflikte weltweit dauern an oder verschärfen sich und mit dem Krieg in der Ukraine, zwei Flugstunden von Berlin entfernt, erreichen uns täglich apokalyptische Bilder, die ein Eingreifen erfordern, während Russland im Staatsfernsehen nukleare Angriffe simuliert. Dadurch stellt sich für mich die Frage, was unsere Arbeit in diesen Zeiten für eine Relevanz hat und ob wir uns nicht aktivistischeren Formen zuwenden sollten?

Gleichzeitig frage ich mich aber, ob nicht gerade diese Krisen die Notwendigkeit aufzeigen, sich mit dieser fehlenden Fürsorge und stetig ausgeübten Gewalt gegenüber Menschen und Natur(en) auseinanderzusetzen? Und gerade in kollektiven Zusammenhängen nach Formen des Umgangs und des Handelns zu suchen?

Noël: Das sind gute Fragen, Andrea. Ich stelle mir ähnliche. Für mich sind die Ausstellung und das Format der *Intimate Talks* Teil aktivistischer Handlungen. Insbesondere auch jetzt wegen Corona, aber auch wenn es um die körperliche Kraft geht, sind solche Projekte und Veranstaltungen besonders hilfreich, damit sich Menschen mit **Be_hinderung** ebenfalls aktiv engagieren und ihre Stimmen hörbar machen können. Ich verstehe wirklich nicht, warum Personen mit **Be_hinderung** so wenig Raum gegeben wird, sich aktiver an der Gestaltung der Welt beteiligen zu können. Stattdessen wird uns vorgegaukelt,

dass Entscheidungsträger*innen diese gesunden, starken Vernunftmenschen sind. Und auch Gefühle, insbesondere schlechte, haben gesellschaftlich wenig Raum. Wir müssen sie in Schach halten oder in der Lage sein, sie ganz schnell aufzulösen, damit wir im Alltag funktionieren. Das hat meiner Meinung nach viel mit dem Ungleichgewicht in der Welt zu tun, die extreme Verhältnisse schafft und uns krank macht. Gleichzeitig ist es erschöpfend sich vor diesem Ungleichgewicht zu schützen. Wege für eine innere Balance zu finden, ohne sich von den Geschehnissen der Welt zu sehr abzukapseln. Viele Menschen können außerdem mit Äußerungen über schlechte Gefühle schwer umgehen. Vielleicht vor allem aus einem gewissen Verantwortungsgefühl und der Hilflosigkeit oder Überforderung heraus, der Person, die sich über die Gefühle äußert, nicht angemessen helfen zu können.



Be_hinderung / be_hindert

Mit der Schreibweise beziehen wir uns auf die Aussage der Behindertenrechtsaktivist*innen: „Behindert ist man nicht – behindert wird man“. In diesem Sinne steht der Unterstrich für die äußeren Umstände wie Gebäude oder Strukturen, die eine Hinderung für einen Menschen darstellen und Teilhabe erschweren oder verhindern. Gleichzeitig wird dadurch deutlich, dass die Grenzen, wann ein Mensch als be_hindert gilt, fließend sind und ein be_hinderter Mensch immer auch gesund, vollkommen und heil ist.

Andrea: Das stimmt, u. a. in der Ausstellung gab es auch das Kapitel oder Themenfeld *Schlechte Gefühle*, in dem wir ausgehend von der Videoarbeit *The Alphabet of Feeling Bad* von Karin Michalski und Ann Cvetkovich einen anderen Umgang mit Gefühlen vorgeschlagen haben. Also einerseits mit Gefühlen insgesamt, aber besonders mit

Gefühlen wie Angst, Verzweiflung, Passivität, Wut oder Trauer, die gesellschaftlich meist negativ bewertet werden. Weitere Themenfelder waren *Kollektive Zugehörigkeit und Fürsorge, Solidarische und selbstorganisierte (Gesundheits)Versorgung und Erinnerungs- und Care-Aktivismus*. Für uns ein Versuch, sich diesen Konstellationen in ihren Verschränktheiten anzunähern. Denn in das Projekt fließen ja auch unsere persönlichen Geschichten und Erfahrungen von Erschöpfung, von Krisen, Krankheit, Tod, Verlust, Verletzung, Ausgrenzung und eben auch mit Covid ein. Diese gelebten und in uns allen verkörperten Erfahrungen und die damit verbundenen Gefühle wollen wir als etwas Geteiltes sichtbar(er) machen.

Nino: Ja... ich glaube, es ist wichtig, dafür Räume zu schaffen und Verbindungen und Abhängigkeiten zu gesellschaftlichen Strukturen aufzuzeigen, innerhalb derer z. B. bestimmte Gefühle und Erfahrungen abgewertet, privatisiert und individualisiert werden. Dazu fällt mir ein, dass ich im Rahmen der Ausstellung *Godori – Kampf der Blumen* bei einer tollen Veranstaltung mit Kook-Nam Cho-Ruwwe und Suza Husse war, in der es um die Erfahrungen und politischen Kämpfe von deutschen Koreaner*innen ging, die als Arbeitsmigrant*innen in den 70er Jahren als ausgebildete Krankenschwestern und Pflegekräfte nach Westdeutschland „bestellt“ wurden. Aufgrund der strukturellen Diskriminierungen, die sie erfahren mussten, fingen sie an, sich politisch zu organisieren und – wie sie es nannten – „ihr Bewusstsein in selbstorganisierten Strukturen kollektiv zu bilden“. Durch diesen gemeinschaftlichen (Ver)Lernprozess wurde auch deutlich, dass ihre Probleme, Gefühle und Erfahrungen mit den gesellschaftlichen Strukturen und Missständen verbunden waren, diese aber ausgeblendet wurden. Indem sie sich darüber austauschten und zusammenschlossen, konnten sie die Isolation durchbrechen, wichtige gesellschaftspolitische Veränderungen erkämpfen und ihre eigenen Erzählungen und Positionen etablieren. Gespräche waren dabei, damals wie heute, wichtiger Bestandteil einer widerständigen und solidarischen Praxis.

Noël: Danke für diese Erwähnung. Solche Projekte sind so wichtig und inspirierend. Vor allem, weil sie die Kraft thematisieren, die aus dem Herausholen „schlechter“ Gefühle, zum Beispiel aufgrund struktureller Diskriminierung, aus dem Privaten entstehen kann. Das Format der *Intimate Talks* bietet auch diesen Raum, Distanz abzubauen, sich miteinander zu verbinden und auszutauschen.

Nino: ...und wir haben mit den *Intimate Talks* gleichzeitig auch eine Möglichkeit gefunden, unsere Recherchen mit sehr unterschiedlichen Gesprächspartner*innen und Expert*innen fortzusetzen. Unsere Auseinandersetzung mit diesen Themen endet ja nicht, nur weil die Ausstellung oder das Projekt zu Ende sind. Die *Intimate Talks* sind ein sehr selbstbestimmtes und bewegliches Format. Wir sind unabhängig(er) von zeitlichen Vorgaben, können verschiedene Medien einsetzen und vielgestaltigen Sprach- und Ausdrucksformen einen Raum geben. Es ist eine Form und soziale Praxis, die der Offenheit und Unabgeschlossenheit des Arbeits- und Rechercheprozesses sehr nahe kommt. Der informelle und private Rahmen ermöglicht uns und unseren Gäst*innen, Wissen, Erfahrungen und Gefühle zu diesen sensiblen Themen wie Krisen, Transformationen, Tod und Trauer auszutauschen und für die Beiträge eine sehr situative Auswahl zu treffen. Der wechselseitige Austausch schafft neue Beziehungen und Verknüpfungen, die ich persönlich sehr bereichernd finde.

Noël: Das ging mir ebenso, Nino. Gerade weil die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Diskriminierungen und Verletzungen auch unglaublich viel Kraft benötigt. Und manchmal macht es mich traurig, vorangegangenen Aktivismus zu sehen und festzustellen, dass wir Jahre später immer noch gegen die gleichen Ungerechtigkeiten aufbegehren. Deshalb sind selbstorganisierte Support-Gruppen und Austauschmöglichkeiten, wie die *Intimate Talks*, so wichtig, da es so wenig gesellschaftliche Unterstützung in der Hinsicht gibt und sich im Gegenteil durch wirtschaftliche und politische Strukturen Ungerechtigkeiten eben stetig verstärken. Obwohl es mir oft vorkommt, wie

einen Schritt nach vorn, um drei wieder zurück zu gehen, trägt die Lautstärke und Vehemenz dieser Gruppen und die Möglichkeit, sich über Kontinente hinweg austauschen zu können, dazu bei, dass manche der Themen zumindest nicht mehr so leicht unter den Teppich gekehrt werden können.

Andrea: Ja, das denke ich auch. Die Stimmen werden immer lauter. Es gibt so viele tolle und ermutigende Denker*innen, Autor*innen, Künstler*innen und Aktivist*innen, die seit Jahrzehnten so viel wichtige Arbeit gemacht haben oder aktuell machen. Alleine hier in Berlin etwa mit dem Feministische Frauen Gesundheitszentrum, Women in Exile, der Feministischen Gesundheitsrecherchegruppe, der Sickness Affinity Group oder Casa Kuá. Trans* Inter* Queer Community und Gesundheitszentrum. Da gilt es noch so viel voneinander zu lernen, verlernen oder auch Allianzen zu bilden.

Unsere Welt baut auf permanente körperliche Funktionalität, Produktivität, Verfügbarkeit und stetiges Wachstum. Das haben wir total verinnerlicht. Auch wenn wir dafür sensibilisiert sind und das gar nicht wollen, können wir uns nicht so leicht davon lösen oder aus dieser Produktivitätsmatrix heraus schälen. Im Gespräch mit Kallia Kefala zu Müde und Müdigkeit geht es u. a. um die Herausforderung, unser Produktions- und Arbeitspensum an unser körperliches und oder seelisches Befinden anzupassen. Mit dieser Spannung haben wir uns gezielt mit dem Produktionsprozess innerhalb des Projektes beschäftigt.

Nino: Die Begleitung durch das Platz da!-Team im Rahmen der Ausstellung hat für mich auf jeden Fall einen sehr wichtigen Prozess in Gang gebracht und meinen Blick geweitet. Für meine eigenen Privilegien, verkörperte und verinnerlichte, unhinterfragte Normen und auch die unbewussten Bereiche im weiten Feld von Diskriminierung und Barrieren. In dem vorliegenden digitalen Heft, das die ersten vier *Intimate Talks* versammelt, setzen wir diese notwendige Arbeit und Auseinandersetzung fort. Dabei konzentrieren wir uns in dieser Ausgabe

darauf das Heft und die Beiträge, vor allem im Bereich Sehen, so barrierearm und inklusiv wie möglich zu gestalten. Die Konzeption und die Umsetzung wurde von der Künstlerin und Kulturvermittlerin Katrin Dinges begleitet. Mit Kadi von studiokwi haben wir eine fantastische Expertin zu diskriminierungsfreiem Design an unserer Seite. Es ist ein gemeinsamer (Ver)Lernprozess, in dem wir dort anfangen, wo wir uns gerade mit unseren Erfahrungen, Wissen und Unsicherheiten befinden.

Noël: In Bezug auf Zugänglichkeit und Teilhabe waren zum Beispiel der *Intimate Talk* und die weiteren Gespräche mit Katrin Dinges in der Pandemie nur möglich, weil wir uns online treffen konnten. Das hat auf jeden Fall sehr große Barrieren abgebaut. Wir haben also einerseits, auch aufgrund coronabedingter Maßnahmen, diese intensiven Erfahrungen sozialer Distanz gemacht. Diesen Zustand haben Discoteca Flaming Star ja sehr tiefgehend mit ihrer Performance *Alive Hospital(y)tis* erforscht. Andererseits bieten Onlineformate Menschen Teilhabe, denen aktuell wegen Corona, aber auch aufgrund körperlicher oder seelischer Zustände, ein Treffen vor Ort nicht möglich ist. Für die Zukunft, denke ich, dass es toll wäre, Formate insgesamt hybrider und so für alle zugänglicher zu machen. Personen für Gebärdensprache hinzuzuholen und alle Texte in Einfacher bzw. Leichter Sprache zur Verfügung zu stellen.

Nino: Die Arbeit mit und an einer Sprache, die zugänglicher und inklusiver für viele Menschen ist, bleibt für mich persönlich auf jeden Fall eine herausfordernde Aufgabe für die Zukunft. Sprache(n) faszinieren und blockieren mich gleichzeitig. Es ist ein vielgestaltiger und langwieriger Prozess an meiner, aber auch einer gemeinsamen Sprache zu arbeiten. Gleichzeitig hilft es mir dabei, besser zu verstehen, was meine Position darin und damit ist. Denn Sprache ist nie neutral. Sie gibt immer eine Haltung und Perspektive wieder und ist auch immer vom gesellschaftlichen Kontext abhängig. Deshalb ist der Prozess natürlich auch eng verschränkt mit meiner eigenen Bildungsbiografie und der Sprache, die im Kunst- und Kulturbereich vorherrscht und

die ich teilweise auch selbst verinnerlicht habe. Es bedarf also grundsätzlich und fortwährend einer (gemeinsamen) Begriffsarbeit. Oft bleibt die gesprochene Sprache auch hinter unseren Erfahrungen zurück und diese verlangen nach anderen Ausdrucksformen, um auch das körperliche und sinnliche Erleben, das Teil jeder Erfahrung ist, mit einzubeziehen und zu stärken. Auch aus diesem Grund sind non-verbale und körperbasierte Wirklichkeits- und Bewusstseinsbildner*innen wie Performance, Musik, Tanz und Malerei so wichtig und spannend für mich. Eine Frage die ich mit mir herumtrage lautet daher: Wie können performative Gesprächsformate entstehen, die vielstimmige, vielgestaltige und diverse Sprechsituationen ermöglichen und welche Transfer- und Spracharbeit braucht es, diese Artikulationsräume (miteinander) zu teilen?

Andrea: Diese Frage finde ich auch sehr spannend. In diesem Kontext finde es sehr bezeichnend, dass in den vier Beiträgen auch immer wieder Sprachlosigkeit Thema ist. Im *Intimate Talk* mit Kallia Kefala zu Müde und Müdigkeit etwa sagt Kallia im Gespräch, dass für sie Sprache erschöpft ist und sie das Gefühl hat, dass sie keine Sprache (mehr?) hat. Ihr geht es also um die eigene Erforschung des Körpers, um sinnliche Erfahrung und darum diese mit anderen zu teilen. Im *Intimate Talk* mit Johanna Ackva ist das auch Thema. Sie geht davon aus, dass im Kontext von Tod, Sterben, Trauer und Verlust nicht alles sprachfähig ist und es darüber hinaus noch eine körperliche, emotionale und spirituelle Ebene gibt. Und auch Eva und Maria Storms sind in ihrem *Intimate Talk* auf der Suche nach Sprache und Bildern für das Sterben. Zwar gibt es für sie viele Worte und Bilder dafür, aber diese erscheinen ihnen unzureichend. Gleichzeitig ist da also auch dieses Bedürfnis nach Körperlichkeit, im Körper sein, nach Sinnlichkeit, Emotionalität oder Spiritualität in allen vier Beiträgen.

Und auch Katrin Dinges erzählt, in ihrem *Intimate Talk Bruchlinien und Kraftquellen*, wie wichtig das Emotionale für sie ist und wie sie Emotionalität zulässt. Dafür findet sie eine so schöne Sprache. Auch für die Bruchlinien und Verletzungen, das Normative,

das Dazwischensein, die Diskriminierung, die auch in allen Beiträgen in unterschiedlichen Ausprägungen zur Sprache kommen. Sei es im Arbeitskontext oder auch in allen anderen Lebensbereichen, wie sie vor allem von Kallia und Katrin thematisiert werden. Und die für beide auch wiederum eng verknüpft sind mit dem Druck von Effizienz und Leistung, dem Ideal der Selbstoptimierung, Selbstaussbeutung und der Diskrepanz zwischen dem, was ich denke und den eigenen Praktiken bzw. zwischen dem was von mir erwartet wird / ich selbst von mir erwarte und was ich körperlich als blinde, schwerhörige und chronisch kranke Person überhaupt körperlich leisten kann. Jede*r von uns hat ihre*seine körperlichen oder mentalen Einschränktheiten.

Noël: So deckt jeder der Beiträge auf seine Weise gesellschaftliche Lücken auf und verweist zugleich auf Ansätze, diese zu schließen.

Was mich besonders am Format der *Intimate Talks* berührt ist der Schwerpunkt auf Gemeinsamkeit, eben gerade trotz der momentanen häufigen Distanz. Das eröffnet und teilt Räume, schmerzhaftes sowie glückliche Momente gemeinsam zu erfahren und sich darüber auszutauschen. Wie zum Beispiel, den Tod und/oder die Angst davor aus ihrer verborgenen und verschwiegenen Ecke hervorzuholen und als etwas Mitteilbares zu behandeln. Und dieser kollektive Aspekt spiegelt sich für mich auch im Produktionsprozess der Ausstellung sowie der Arbeit am Zine wider. Dadurch ist die Entschleunigung in den Arbeitsprozess reingekommen, von der Kallia und Andrea sprechen.

Ich bin auf jeden Fall persönlich sehr dankbar, dass ich an dem Mut der mitwirkenden Künstler*innen und Veranstalter*innen, ihrer Offenheit und Motivation gesellschaftliche Barrieren abzubauen, teilhaben durfte.

Projektdokumentation. Eine Auswahl in Bildern



Piktogramm für die *Intimate Talks* in der Ausstellung *On Illness, Resistance and Modes of Collective (Health)Care*, District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.



Ansicht der Installation *Intimate Talk* von Johanna Ackva, District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.



Videoinstallation von *The Alphabet of Feeling Bad* (Das Alphabet des Sich-schlecht-Fühlens) von Karin Michalski und Ann Cvetkovich, Deutschland 2012, HD, 12:42 min, Performerin: Ann Cvetkovich.



Clara Moenschwald, *Am Meer*, 2016 und Strickobjekt, 2021, District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.

Das Aquarell aus der Serie *Sonnenuntergänge* stammt von der Künstlerin Clara Moenschwald. In der Serie hat sie für sie wichtige Kraft-Orte festgehalten. Das Stricken hilft ihr bei innerer Unruhe. Clara lebt seit 15 Jahren mit einer diagnostizierten Psychose und Depressionen. Sie hat eine Selbsthilfegruppe für queers mit psychischen Erkrankungen gegründet. Alle haben ähnliche Erfahrungen. Es tut ihr gut, bei diesem Erfahrungsaustausch zu sehen, dass sie nicht alleine ist.



Nuray Demir, *The Healing Power of Roses* (Die heilende Kraft von Rosen), District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.

Nurays Tränenbar. Eine Barabendreihe zu kollektiver Melancholie und Widerstand konnte leider nicht stattfinden, da Tränen manchmal zu real sind, als dass die Kunst der richtige Raum wäre, um diese zu teilen. Stattdessen wurde die Ausstellung während der Laufzeit um die Arbeit *The Healing Power of Roses* erweitert. Diese thematisierte die heilende Wirkung von Rosenduft, wie sie etwa in der Aromatherapie und Trauma-Arbeit eingesetzt wird, und lud zu einem Self-Care-Ritual als Widerstandspraxis ein.



Sophie Utikal, *When they returned to their bodies, they returned home* (Als sie zu ihren Körpern zurückkehrten, kehrten sie nach Hause zurück), Installationsansicht mit drei textilen Arbeiten *Feel* (Fühlen) 190 x 142 cm, *Perceive* (Bekommen/ Erhalten) 215 x 143 cm und *Rest* (Ruh) 155 x 94 cm, District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.

In dieser Serie war Sophie Utikal wichtig, Welten und Körper zu visualisieren, die im Gleichgewicht mit sich selbst und untereinander sind, in denen das Rationale nicht über andere Formen des Wissens wie Fühlen, Wahrnehmen und Sein dominiert, sondern gleichermaßen neben ihnen existiert. Die Rückkehr zum Körper und all seinen Divisionen birgt subversives Potenzial.



Intimer Spaziergang auf dem Alten St. Matthäus-Friedhof in Schöneberg mit Eugen Januschke (denkmal PositHIV e.v.) im Rahmen von *A Day Assembly of Living-on Together: Memory of HIV/AIDS Care and Activism* (Tageszusammenkunft über das gemeinsam Weiterleben: Erinnerung an HIV- und AIDS-Aktivismus) von Ferdiansyah Thajib am 10.10.2021, Foto: Andrea Keppler.

Eugen Januschke führte die Teilnehmenden mit einem Spaziergang auf dem Alten St. Matthäus-Friedhof durch die Geschichte des Berliner HIV/AIDS-Aktivismus. Der Spaziergang endete am Denkmal, das für Menschen errichtet wurde, die mit HIV gestorben sind.



Luv Game, District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.

Die Materialsammlung von Notizen und Formen auf dem Tisch entstand während der Veranstaltung *A Day Assembly of Living-on Together: Memory of HIV/AIDS Care and Activism* am 10. Oktober 2021. Während der gesamten Ausstellungsdauer waren die Besucher*innen dazu eingeladen mitzumachen. Sie konnten sich eine der leeren Karten aussuchen und beschreiben oder etwas zeichnen. Die Karten wurden vom ägyptischen Künstler Adham Bakry entworfen und bereits in sehr unterschiedlichen Konstellationen und Öffentlichkeiten über die Plattform *Luv til' it hurts* (Liebe, bis es wehtut, verwendet. Todd Lenier Lester und Freund*innen haben die Plattform ins Leben gerufen. Sie kann unter folgendem Link besucht werden: luvhurts.co/play-me.



Ansicht des ersten Ausstellungsraumes
*On Illness, Resistance and Modes of
 Collective (Health)Care*, District Berlin,
 2021, Foto: Chiara Faggionato.

Im ersten Raum der Ausstellung befanden sich Kunstwerke zum Kapitel *Memory and Care Activism* (Erinnerungs- und Careaktivismus). Der Tisch ist Teil des Beitrages *Luv Game* (Liebesspiel) von Todd Lenier Lester und Freunden, auf dem Besucher*innen eigene Gedanken vermerken konnten. An den Wänden hängen zwei Stoffbilder der Künstlerin Sophie Utikal, *Breathe* (Atme, vorne links) und *Expand* ([Sich] erweitern, hinten rechts), aus der Serie *When they returned to their bodies*,

they returned home. Der Monitor an der Wand zeigt den Dokumentarfilm *Protest and Desire* (Protest und Verlangen/Sehnsucht) von Christa Joo Hyun D'Angelo. Ein Portrait der Hauptdarstellerin Lillian, die über Vorurteile gegenüber **Women of Color** mit STIs/HIV in einer vorwiegend **weißen** Gesellschaft spricht. Ebenfalls ausgestellt wurde das Video *Oral History Archive* (Archiv mündlicher Geschichte). Es zeigt ein Interview mit Rully Malay, ein*e bekannte*r indonesische*r AIDS-trans*Aktivist*in.



Christa Joo Hyun D'Angelo, *Protest and Desire*, 2-Kanal-Videoarbeit, Videostill, 2019, 19:55 Min, District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.

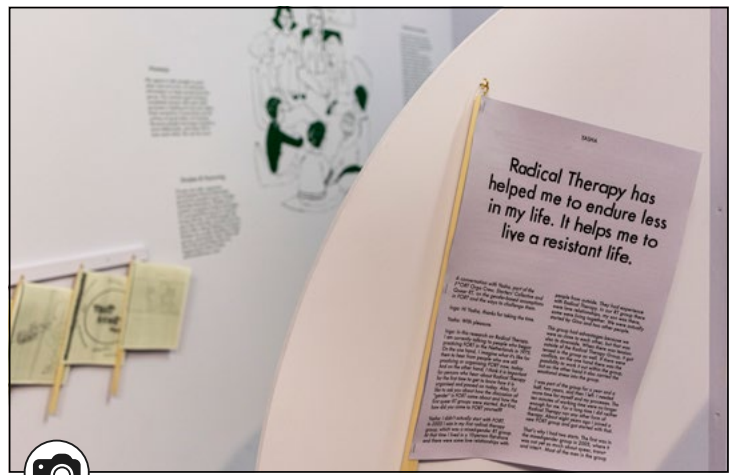
Die Videoarbeit wurde im Rahmen der Veranstaltung *A Day Assembly of Living-on Together: Memory of HIV/AIDS Care and Activism* von Ferdiansyah Thajib eingeladen und als Teil der Ausstellung gezeigt. Sie fordert den gängigen Diskurs zu sexuell übertragbaren Krankheiten und HIV heraus, indem sie sich darauf konzentriert, wie Women of Color mit HIV mit Intimität, Sex und Alter im *weißen* Europa umgehen.



Women of Color ist eine politische Selbstbezeichnung, die eine geteilte Rassismuserfahrung aufgreift und diese in eine kollektive Bündnispositionierung einfließen lässt.



weiß markiert keine Hautfarbe, sondern eine politische und soziale Konstruktion. Mit *weiß* ist die dominante und privilegierte Position innerhalb des Machtverhältnisses Rassismus gemeint, die sonst zumeist unausgesprochen und unbenannt bleibt.



Feministische Gesundheitsrecherchegruppe, Installationsansicht von *A Special Issue in Power* (Eine Sonderausgabe zu Macht), 2020, Holzmodul, Zeitschriften und Vinylruck, District Berlin, 2021, Foto: Chiara Faggionato.

Die Installationsansicht zeigt einen kleinen Ausschnitt der künstlerischen Arbeit *A Special Issue in Power – an engagement with Radical Therapy* (Eine Sonderausgabe zu Macht – Eine Auseinandersetzung mit der Radikalen Therapie), von Inga Zimprich zur Geschichte(n) und (Weiter)Entwicklungen der (Feministischen) Radikalen Therapie. Neben Interview- und Gesprächsbeiträgen in Schrift und Audioformat vermittelten großformatige Wandbilder, Zeitungen, Magazine und ein Workshop mit Gail Pheterson, der Mitbegründer*in von FORT, der feministischen Radikalen Therapiegruppen in den Niederlanden, diese Form der radikalen, selbst-organisierten Gruppentherapie.



Discoteca Flaming Star, *Alive (Hospital(y)tis)*, Performance im Rahmen von *On Illness, Resistance and Collective (Health)Care*, District Berlin, 05.09.2021, Foto: Johanna Ekenhorst.

Discoteca Flaming Star (DFS) sind ein interdisziplinäres und kollaboratives Künstler*innenkollektiv, das Lieder und andere mündliche Ausdrucksweisen nutzt. Als versehrtes Kollektiv, das lange nur in Distanz miteinander arbeiten konnte, untersucht DFS, wie sich kollektive Fürsorge in pandemischen Zeiten ausartikulieren kann. *Alive (Hospital(y)tis)* ist ein Wortspiel mit den Begriffen Hospital / Hospitality, wortgetreue Übersetzung: Lebende Krankenhäuser / Lebende Gastfreundschaften. Es ist Teil einer fortlaufenden Probe, die bereits 2020 mit der Präsentation des *Web_Hospital* bei District begann. In *Alive (Hospital(y)tis)* verbinden sich die Klänge dieser kontinuierlichen Probe auf Vinyl und aktuelle Aufnahmen mit live Improvisationen von DFS als Zeugnis und Echo der während der Pandemie erfahrenen Fragmentierung.



Außenansicht vor District*Schule ohne Zentrum auf dem Areal der Malzfabrik, *On Illness, Resistance and Modes of Collective (Health)Care*, 2021, Foto: Chiara Faggionato.



Katrin Dinges

– Bruchlinien und
Kraftquellen,
Gedichte

Wir treffen die Künstlerin Katrin Dinges und ihre Taubblinden-Assistentin Elisabeth Arslan Covid-bedingt via Zoom. Katrin ist inklusive Kunst-/Kulturschöpferin und -vermittlerin, Lyrikerin, Tänzerin (zeitgenössischer, freier Tanz) und macht haptische Kunst. Sie ist kreativ, blind, stark schwerhörig und hat eine chronische Stoffwechselstörung. Der Kontakt kommt über Stefanie Wiens von <Platz da!> und Inga Zimprich von der Feministischen Gesundheitsrecherchegruppe zustande. Um mit Katrin zu kommunizieren, wird alles, was wir ihr mitteilen möchten von ihrer Assistentin durch Lormen, ein fühlbares Alphabet mit Klopf- und Strichzeichen, auf ihrer Handinnenfläche oder über eine Braillezeile, ein Computer-Ausgabegerät für blinde Menschen, das Buchstaben in Brailleschrift darstellt, übersetzt und von Katrin wiederum gelesen.

Andrea: Hallo Katrin, wir freuen uns sehr, dass wir uns heute zu diesem *Intimate Talk / Intimen Gespräch* im Rahmen des Projektes *On Illness, Resistance and Modes of Collective (Health)Care* mit dir treffen können – wenn auch via Zoom. Vielleicht stellen wir uns kurz vor. Wir waren ja bisher nur per E-Mail in Kontakt.

Noël: Also mein Name ist Noël, ich mache die Projektassistenz für das Projekt. Sonst bin ich in der Mediengestaltung tätig. Im Veranstaltungsbereich, also live, was leider momentan nicht möglich ist. Deswegen habe ich noch mal angefangen zu studieren in der Hoffnung, dass mir das beruflich hilft. Außerdem bin ich selbst chronisch krank. Ich habe eine Niereninsuffizienz aufgrund eines „Geburtsfehlers“, blödes Wort, und die ist jetzt seit zwei Monaten so schlimm geworden, dass ich dialysepflichtig bin. So viel zu mir. Ansonsten freue ich mich auf das Gespräch.

Andrea: Ich bin Andrea, arbeite seit 2014 bei District als Teil des kuratorischen Teams. Das Projekt zu Krankheit, Widerstand und Formen von kollektiver (Gesundheits-)Fürsorge habe ich zusammen mit Nino Halka und Johanna Ekenhorst initiiert. Ich bin mit den Strukturen und Arbeitsbedingungen, in denen wir arbeiten und die wir immer wieder reproduzieren, sowie den Barrieren, die wir täglich herstellen, schon länger am Hadern und würde diese gerne verändern.

Meine Schwester hat eine starke Sehbehinderung und die Diagnose einer psychischen Erkrankung. Darüber bin ich auch immer wieder damit konfrontiert, wie barrierevoll unsere Gesellschaft, insbesondere der Arbeitsmarkt, aber auch der Kulturbereich ist. Im Rahmen des Projekts hatten wir eine Reihe von Workshops mit Platz da! Inklusive Kulturvermittlung und Prozessbegleitung. Das hat diesen Eindruck auch noch mal sehr verstärkt.

Bei dem intimen Gespräch mit dir heute ist uns ein Erfahrungsaustausch über Wissen, Erfahrung und Gefühle rund um Krisen, Krankheit und

Transformation oder auch Diskriminierung wichtig. Bei den *Intimate Talks* geht es uns darum, in einem kleinen intimen Rahmen über diese Gefühlszustände, die oft negativ besetzt sind, zu sprechen und diesen einen Raum zu geben. Vielleicht magst du, Katrin, erst mal etwas zu dir als Person und deiner Perspektive auf die Themen Krisen, Krankheit und Diskriminierung sagen?

Katrin: Erstmal danke für die Einladung. Es ist schwierig, aus dem ganzen großen Zusammenhang etwas herauszulösen, weil ich gerade zum Thema Krankheit und Diskriminierung viele Erfahrungen mache.

Zum Thema Krankheit: Ich mache Dialyse aufgrund einer Stoffwechselstörung, dem **Alström-Syndrom**, das wohl angeboren ist, bei mir aber erst sehr spät festgestellt wurde. Nämlich als es mich einmal fast umgebracht hat oder mehrmals hintereinander. Da war ich lange im Krankenhaus und auch kurz akut an der Dialyse. Das haben sie zwar wieder hingekriegt, aber nur bis vor zwei Jahren ungefähr. Im Januar werden es zwei Jahre, dass ich an diesen bekloppten Nadeln hänge. Und das Problem bei meiner Dialysestation ist leider – Thema Diskriminierung –, dass ich da seit eineinhalb Jahren keine Assistenz mitbringen darf – Stichwort Corona. Anfangs haben sie gemeint, ich bräuchte die ja eigentlich nicht. Nur frage ich mich, wie jemand, der gut hört und sieht, das beurteilen kann. Daher konnte ich auch leider nicht an dem Platz da!-Workshop mit euch dabei sein.



Alström-Syndrom

Das **Alström-Syndrom (ALMS)** ist eine seltene Erbkrankheit, die durch eine Vielzahl an Symptomen charakterisiert ist, u. a. zunehmende Erblindung, Stoffwechselstörungen und sensorineurale Schwerhörigkeit. Es können mehrere Organsysteme, wie beispielsweise die Niere, betroffen sein.

Ansonsten bin ich Künstlerin. Ich schreibe Gedichte und andere Texte, bin freiberufliche Kunst- und Kulturvermittlerin, u. a. eben bei Platz da!, Tänzerin – das pausiert leider wegen Corona – und dann mache ich noch sogenannte haptische Kunst, d. h. Sachen, die sich gut anfassen lassen, z. B. die Kette, die ich heute trage, hab ich selbst aus Glasperlen gemacht.

Was Krankheit und Diskriminierung betrifft, hab ich ja schon ein Beispiel genannt. Ein weiteres ist die Arbeitswelt. Ich bin nach der Uni beim Jobcenter gelandet, was mir nicht so toll vorkam, aber ich dachte „Na gut, wenn die Ideen haben, wie sie mich vermitteln können, wunderbar“. Und es sah erst so aus, als könnte ich ein Coaching bekommen, um zu lernen, wie ich mich bewerben kann, aber das versackte dann im Sand, weil denen meine Assistenz zu teuer war. Da dachte ich „Lustig Leute, wie soll ich denn bitte ein Coaching ohne Assistenz machen“. Insofern war's das dann. Sie geben mir also ein bisschen Geld, halt Hartz IV und lassen mich halboffiziell nebenberuflich freiberuflich arbeiten. Das ist alles sehr schwammig und bürokratisch ohne Ende.

Ja, und dann eben die Diskriminierung aufgrund meiner **Be_hinderung** bzw. chronischen Krankheit. Und Dialyse ist eben auch nicht lustig, zumal es mir auch ansonsten gesundheitlich momentan absolut nicht gut geht, was sicher auch durch die Dialyse bedingt ist und die ganzen Medikamente, die ich fressen muss, womit ich so nebenbei die Pharmaindustrie dick und rund füttere.

Noël: Was für Dinge geben dir Kraft, mit all dem zurechtzukommen?

Katrin: Also dazu hab ich einen Newsletter, den *Kraft-Newsletter*, gegründet, der allerdings brach liegt, weil es mir nicht so gut geht. Aber ich klammere mich ein bisschen daran, denn wir sind inzwischen so ca. 25 Leute und langsam kommen auch noch mehr dazu. Aber ich müsste eben auch mal dringend wieder was schreiben. Meine sonstige Kunst liegt auch gerade eher brach. Aber ich versuche inbrünstig wieder ranzukommen.



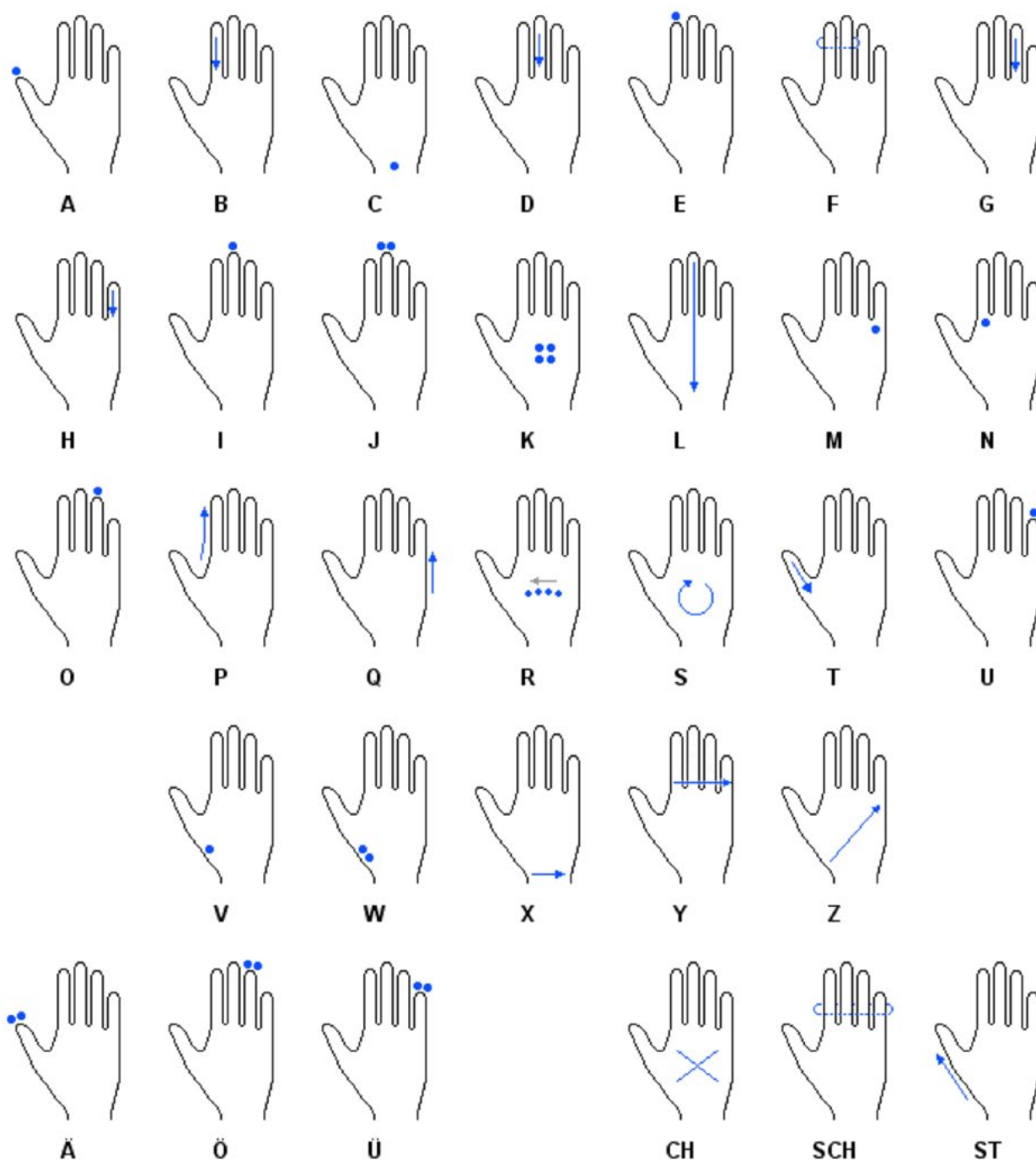
Die Schönheit des Andersseins, Katrin Dinges bei einer Tanzimprovisation, Schwarz-Weiß-Fotografie, 2022, Fotograf: Stefan Günther, Kostümbild: Patricia Walczak.

Dann gibt es ein paar Pflanzen auf meinem Balkon. Und ein, zwei Zimmerpflanzen sind jetzt so groß geworden, sie bräuchten neue Töpfe. Sonst schöne Musik oder Sachen, die ich lese.

Von einem Projekt wollte ich erzählen, das ich so toll fand, dass ich mich sofort gemeldet habe. Es ist von einer professionellen Szenen- und Kostümbildnerin, die Kostüme für eine Ausstellung macht, und zwar für Menschen – und das war ihr Thema, was mich so angesprochen und begeistert hat –, die ihre Andersartigkeit feiern wollen. Das fand ich so schön, dass ich ihr sofort geschrieben habe. Wir haben uns getroffen und sie hat mich gefragt, was ich so mache, was mich interessiert. Und jetzt macht sie auch ein Kostüm für mich. Wir

haben die Idee, ein Foto mit einer Meeresszene, mit Kreidefelsen und dem Meer, auf ein Kostüm zu drucken. Denn ich finde das Meer so toll und mag es sehr gerne. Ich habe auch mal am Meer getanzt. Die Maße hat sie bei einem zweiten Treffen abgenommen, da war auch Elisabeth mit dabei, die

für mich verschriftlicht und gelornt hat. **Lormen** ist ein Handalphabet für taubblinde Menschen, was ich sehr gerne nutze. Es ist ganz gut, wenn man sich zum Beispiel bewegt oder unterwegs ist. Es funktioniert mit Klopf- und Strichzeichen auf der Hand. Könnt ihr meine Hand sehen?



Das Lorm-Alpha bet. Bild und Erläuterung: fakoo.de/lorm.html



Lorm-Alphabet

Das Lorm-Alphabet (Hand-Alphabet oder Tast-Alphabet) wird bei Taubblinden eingesetzt. Dabei werden die Buchstaben oder Lautzeichen in die (meist linke) Handfläche gestrichen bzw. getippt.

Der Dresdner gehörlose Schriftsteller Hieronymus Lorm entwickelte sein Tastalphabet 1881 auf Grund seiner zunehmenden Erblindung zur Kommunikation mit den Familienangehörigen. Nach dessen Tod wurde das Alphabet von seiner Familie veröffentlicht und setzte sich wegen seiner leichten Erlernbarkeit und Effizienz schnell bei Taubblinden im deutschsprachigen Raum durch. Diese Form der Verständigung wird auch Lormen genannt und kann durchaus Diktier-Geschwindigkeiten erreichen. Heute wird das Alphabet außer im deutschsprachigen Raum auch in den Niederlanden und Tschechien benutzt.

Andrea: Ja, nicht ganz. Jetzt ist es gut.

Katrin: Das, was meine Assistenz verschriftlicht, lese ich auf einer sogenannten Braillezeile. Das ist ein Zusatzdisplay, was mir alles in Punktschrift überträgt.

Andrea: In der E-Mail-Korrespondenz, die wir bisher geführt haben, schreibst du, dass du für die vielen gesellschaftlichen Ausschlüsse, mit denen du konfrontiert bist, den Begriff **Bruchlinien** gefunden hast, da es sich für dich „jedes Mal wie ein Bruch, eine neue Enttäuschung oder eben ein gesellschaftlicher Stinkefinger anfühlt“.

Katrin: Ja genau, ich sage immer Bruchlinien dazu, z. B. merke ich immer wieder, wie leistungs- und geldorientiert unsere Gesellschaft ist. Als Freiberufliche wird mir keine Assistenz finanziert, weil ich keine Firma gründe, aber die momentan auch wirklich nicht gründen kann, weil ich das von meiner Energie nicht schaffen würde. Aber das Gemeine ist, dass jede andere Person, die sich selbstständig meldet, das einfach so machen kann, ohne irgendwelche Auflagen. Die muss sich beim Finanzamt melden und dann ihre Steuererklärung machen, fertig. Ich muss einen riesigen Businessplan schreiben. Und vor allem, was wirklich ein diskriminierender Haken ist, im Krankheitsfall eine Vertretung haben. Wo soll ich die denn herzaubern? Wo soll es noch so jemanden wie mich geben? Gibt es nicht. Und dann soll ich mich auch noch innerhalb von zwei Jahren selbst finanzieren können. Das ist völlig utopisch. Und insofern muss ich meine Assistenz irgendwie an den Haaren herbeiziehen oder froh sein, wenn mein*er Auftraggeber*in sie bezahlt. Das ist die allergrößte Ungerechtigkeit, die mir untergekommen ist. Na ja, und an der Uni und Schule gab's dann auch schon genug Diskriminierung und in der Kunstwelt sowieso. Also das ist jetzt sozusagen einmal so ein Rundumschlag, was ich so abkriege von dem, was ich inzwischen Bruchlinien der Gesellschaft nenne. Wenn man danach den Klimawandel, die Pflegekrise und humanitären Dinge dazu nimmt, dann kann ich nur den Kopf schütteln über das, was wir als sogenannte Zivilisation so vermurkst haben. Andererseits gibt es eben auch immer wieder Tolles, über das ich dann einfach nur staune.

Bruchlinien

gebrochenes Glück
zerbrochene Spiegel

Normbrüche

jeden Tag gebrochen
die Wege in der Gesellschaft

der Normpfad gebrochen
man soll ihm genügen,
auch wenn er zu schmal ist
für die breiten nichtnormativen
Menschen und Dinge,
die ihm nicht genügen
wollen und können
weil er zu schmal ist
für all jene
die ihm entgegengehen
weil sie seiner Definition
von weißen alten Männern
nicht entsprechen
wollen und können
nicht ausgetretene Pfade
entlanggehen mögen
weil sie anders sind
als die Norm
was immer das auch sein soll
so brechen sie sich die Flügel
und fliegen trotzdem weiter
in ihren Träumen
und Visionen

auch wenn es schmerzt
und jeden Tag aufs Neue
die Bruchlinien spüren lässt
die Schnitte die die Scherben
ihnen zufügen
weil sie nicht so sind
wie es von ihnen erwartet wird
und neue Pfade
mit Messer und Heckenschere
zurechtschneiden
voll Schmerzen
voll Wut und Trauer
bis sie bluten
doch sie gehen weiter
auch wenn die Bruchlinien
ihnen Gesicht und Hände
und das Herz zerschneiden



Bruchlinien

Unter Bruchlinien verstehe ich das, was mich gesellschaftlich verletzt. Da habe ich das Gefühl, geschnitten zu werden, wie mit Scherben. Man passt nicht auf, nimmt eine Scherbe in die Hand und hat - zack - einen Riss im Finger, ganz buchstäblich und im übertragenen Sinn. Das sind Normen, die für mich nicht passen und sich falsch anfühlen. Stellt euch ein großes Q vor: Dieses große Oval mit einem kleinen Strich unten rechts. Dieser schmale Steg, der da reinragt, ist die Norm. So klein und schmal. Der ganze Rest, dieses Riesen-Oval ist das, was abseits davon passiert. Das ist viel mehr, viel spannender. Aber trotzdem sind die Normen da und man kann sich ganz schön übel daran schneiden. Wie an tausend Spiegelscherben, Vorurteilen, Soll-Größen, Du-musst-Mentalität. Einerseits kämpfe ich dagegen an, andererseits möchte ich ihnen manchmal auch genügen, weil das dagegen Ankämpfen anstrengend ist, sehr anstrengend. Ich bin oft sooo müde davon. Ich möchte manchmal auch einfach dazu gehören. Aber ich weiß, dass das unmöglich ist, dass das nicht zu meinem Wesen passt. Also mache ich etwas Alternatives, etwas im Oval, abseits von diesem Steg. Trotzdem komme ich immer wieder in Konflikt damit und das tut dann zuweilen sehr weh. Ich sehe die Bruchlinien, die Themen, an denen es krankt, die faszinierend und bereichernd sind, die mit einbezogen werden sollten, aber nicht in die Norm, sondern in etwas Anti-Normatives oder A-Normales oder etwas, dessen Begriff eben gar nichts mit Norm zu tun hat: Bruchlinien eben. Einmal selbst gebrochen sein, zerbrechen, etwas aufbrechen, Scherben brechen und andererseits auch Aufbrechen im positiven

Sinne: Die Härte verlieren, innerlich weich, warm und wohlig werden, Eis, das bricht und in der Sonne schmilzt, Herzen mit Wärme und Liebe einander zugeneigt, fließendes Genießen dieser andersartigen Herangehensweise und auch Aufbrechen im Sinne von Losgehen, Aufstehen, Loslegen und etwas Neues probieren. Bruchlinien passt vielleicht auch noch nicht so gut, denn es sollen ja keine starren Linien sein, keine klaren Umrisse, sondern etwas Weiches, Fließendes, Synergetisches. Vielleicht sind Bruchstellen oder Q-Qualitäten sinnvoller: Dieses Riesen-Oval, diese weiche, leichte Form, etwas Einschließendes, Schützendes, Selbstschutz und auch Selbstfürsorge, sich nicht hart machen, nicht kämpfen, sondern schauen, was leicht ist, wie eine Sommerbrise, ein hauchdünnes Tuch oder eine zarte Berührung. [Katrin Dinges]

Kraft aus Solidarität

Freude an Nonsens
Lachen über Absurdes

Andrea: Verarbeitest du in deinen Texten diese Bruchlinien, also deine tagtäglichen Erfahrungen von Diskriminierung? Oder sind sie eher eine Überlebensstrategie für dich, eine Form täglichen Widerstand zu leisten, etwas, wo du dich positiv ausdrückst?

Katrin: Das ist alles ein bisschen, würde ich sagen. Also tägliche Diskriminierungen eher nicht. Aber das „Anderssein“ auf jeden Fall, aber eher im positiven Sinn als Empowerment, weil ich nicht so gerne düstere Texte schreibe. Obwohl das in letzter Zeit leider auch passiert, aber das wird schon irgendwie wieder. Das ist auch meine Erfahrung. Es passieren immer wieder tolle Sachen. Ich suche danach, teilweise ein bisschen verzweifelt, weil ich einfach weiß, dass ich das unbedingt brauche. Sonst finde ich nicht die Kraft, um weiter für mich oder für andere einzustehen. Es könnte besser gehen und in manchen Situationen geht es eben nicht, auch weil ich schlicht überfordert bin. Weil es zu viel ist, so viel auf mich einstürzt und ich selber zu viel machen will. Das schlägt sich dann in meinen Texten nieder. Als Lyrikerin versuche ich, Bilder für das zu finden, was ich erlebe. In letzter Zeit habe ich nicht mehr ganz so viel geschrieben, aber ich versuche es wieder zu etablieren.

Was mit meiner Lyrik passiert, ist schwer zu beschreiben. Das ist etwas Energetisches, was aus dem Inneren kommt. Es ist eine Verbindung, aber ich könnte nicht sagen, zu wem oder zu was. Wenn ich diese Verbindung aktiviere, dann fließt es. Es gibt Texte, in denen ich versuche, das zu beschreiben, aber das sind nur Bilder. Also ich kann nicht genau erklären, was da mit mir passiert, aber ich hab das Gefühl, irgendeine Wesenheit oder eine Persönlichkeit schreibt durch mich. Es ist schon länger so, dass es diesen Kanal gibt. Manche Leute nennen so was Channeling, aber da bin ich skeptisch. Jedenfalls gibt es diese Quelle irgendwie. Leider berühre ich das viel zu selten. Aber wenn, dann kommen wirklich interessante Sachen dabei raus. Und ich habe schon viele Menschen erlebt, die es sehr berührt hat und manche lachen oder weinen, wenn sie es hören oder lesen. Und ich bin jedes Mal beeindruckt von dieser Kraft. Aber ich verstehe sie auch nicht ganz.

Ich weiß nicht, was da genau passiert, aber trotzdem freue ich mich darüber und finde sie unendlich schön. Klar drücken sich auch meine Gefühle darin aus oder das, was ich erlebe, was mich diskriminiert, wütend und traurig macht oder ausbremst. Aber eigentlich versuche ich vor allem Kraft da rein zu geben, die es irgendwie doch immer noch gibt, sonst wäre ich auch nicht mehr hier (beginnt zu weinen). Aber ich weiß einfach nicht wie lange. Das kann niemand sagen, das kann ich nicht mal selber sagen, da es für mich im Moment große Schwierigkeiten gibt und ich nicht weiß, wie ich sie überwinden kann.

Empowerment

Ermutigung
in die Tiefe steigen
Emotionen fühlen
neue Impulse bekommen
Gedanken konstruktiv
schmerzlich, aber heilsam
Ressourcen finden
auch Negatives zulassen
Ansporn zum Weitermachen
Schönheit
Lächeln
liebevolle Worte
überwältigend
Geschenke

Ich hab einen ganz kurzen Text zu Entscheidungen geschrieben, der, finde ich, recht prägnant ist, denn ich muss gerade eine schwere Entscheidung treffen. Es geht darum, ob ich die Dialyse weitermache oder eine Nierentransplantation vornehmen lasse. Diese Entscheidung ist wirklich hart, weil ich beides nicht besonders schön finde. Also die Transplantation mag vielleicht eine Verbesserung bewirken, aber danach bist du nicht gesund, sondern nur anders krank,

vielleicht nicht ganz so krass. Aber es würde wieder eine große Umstellung bedeuten und ich weiß nicht, ob ich das von meiner Energie hinkriege und ob ich mich das traue. Es wäre auch eine große, sehr riskante Operation. Es gibt Leute, die sagen: „Mensch, wenn du das Angebot schon hast, mach das unbedingt.“

Wortewattwanderung

Wortewattwanderung
weiche Wellen an
saugenden Sohlen
leicht piksende Hüllen
der Meeresmysterien
filigran, zart, verletzlich
wie das Leben selbst
wie das Watt
wie meine Worte
vielleicht sind sie bald
verschwunden
vergangen, verweht,
verklungen
doch noch sind sie da
auf grauen Fittichfingern
in blauer weite
auf kleinen Trippelspuren
neben tiefen Tümpeln
wispernd verborgen werden
unter wogendem Widerhall

Das Dumme ist, dass beides Überlebensmaßnahmen sind, Dialyse und Transplantation. Aber momentan ist die Dialyse so übel, dass ich denke, ich würde es probieren. Es kann aber eben auch sein, dass ich dabei draufgehe. Und das würde ich wirklich nicht wollen (beginnt wieder zu weinen). Ich hänge an diesem Leben und weiß einfach nicht, was ich machen soll. Das ist heftig, weil mir da auch keiner raten kann. Ich muss das komplett allein entscheiden. Die Meinungen und Erlebnisse von Betroffenen sind sehr, sehr unterschiedlich und auch die Situation komplett anders als bei mir. Es gibt die Ärzt*innen, die ihre spezielle Meinung dazu haben, aber ich hab schon so viele Sachen mit Ärzt*innen durch. Ich weiß nicht, ob ich da noch vertrauen kann oder will. Von daher leider nicht so einfach. Aber ich kann eben auch sagen, irgendwie gibt es mich noch.

Und dann auch die große Sinnfrage. Was ist eigentlich wirklich sinnvoll von den Sachen, die ich mache, oder wie schaffe ich das überhaupt alles? Manchmal schaffe ich es eben auch nicht. Das ist ja das Ding, das ist der Haken an der Freiberuflichkeit. Dass da keiner kommt und sagt, na jetzt aber mal. Oder wenn der Körper dazwischenfunkelt.

Andrea: Aber es ist ja auch voll ok, wenn du nur so viel machst, wie du kannst.

Katrin: Das geht ja auch gar nicht anders. Ich hab gelernt, dass es nicht schlimm ist, mal nicht 150 %, sondern bloß 100 oder 80 % zu geben. Dass die Leute dich trotzdem toll finden. Dann bin ich immer ganz erstaunt, mit wie wenig ich etwas erreichen kann.

Noël: Mich würden deine Ideen oder auch Wünsche interessieren, was sich gesellschaftlich oder in Bezug auf solidarischer kollektiver Fürsorge mehr entwickeln könnte? Also konkrete Sachen, die fehlen, die unterstützender sein könnten.

Katrin: Meiner Meinung nach ist es sehr wichtig, dass wir lernen, den einzelnen Menschen zu sehen und wahrzunehmen und nicht so Norm- oder Sollgrößen aufzumachen, gesellschaftlich, aber auch im Gesundheitswesen. Da müssen wir diesen oder



Die Schönheit des Andersseins, Katrin Dinges bei einer Tanzimprovisation,
Farbfotografie, 2022, Fotograf: Stefan Günther, Kostümbild: Patricia Walczak.

jenen Wert haben, dann ist es normal und wenn du das nicht hast, hast du gefälligst Medikamente zu nehmen, damit es wieder auf den Normalwert gedrückt wird, egal mit welchen Chemiekeulen. Hallo, habt ihr nen Knall oder was ist hier los?

Ich hab ein Wolkenbett

Ich hab ein Wolkenbett
auf weißen
Luftkissenschwingen
schwebt es in unbegrenztem
blauen Himmelsmeer
wie ein Schiff auf
dem Windozean
mit geblähten Segelmuscheln
gleitet es still voran
begleitet von zarten
Federfühlern
bestaunt von Erdenhockern
gespiegelt vom fernen
Gegenstück
hier oben ist alles einfach
leicht und frei und verträumt
ich schmiege mich in
die Sonnendaunen
lausche dem tiefen Raunen
von Brisenbraut und
Sturmgesang
und verspüre den
Duftluftthauch auf meiner
Schnupperhaut

Es gibt auch Normen, wie sich jemand zu verhalten hat, die*der in der Pflege oder im Gesundheitswesen arbeitet. Man merkt doch dauernd, dass es um Soll- und Normgrößen geht. Und wenn Menschen diesen ganzen Sollbereichen nicht entsprechen, gelten sie als faul. Es gibt so viele Vorurteile und dann heißt es schnell, „Ok, die Person ist arbeitslos, na ja, die will nicht arbeiten gehen.“ Na also, die ganzen Bruchlinien. Da sollten wir ran. Das funktioniert doch überhaupt nicht mehr.

Denn es ist ein riesen Unterschied, ob du einen sicheren Arbeitsplatz hast oder ob du dir immer wieder was Neues suchen musst. Aber wenn man zum Beispiel in der Arbeitswelt oder im Gesundheitswesen individuell denken würde, dann würden sich einige dieser Bruchlinien auflösen.

Oder das Thema be_hinderte Menschen. Hier werden so viele Schubladen aufgemacht, anstatt individuell zu denken. Ob das in der Schule, der Arbeitswelt, im Gesundheitswesen oder im Wohnen ist. Da wird so viel von außen gemacht, weil be_hinderte Menschen angeblich nicht in der Lage sind, was selber hinzukriegen. Aber wenn ich nicht selber mein Zeug versuchen würde, was hätte ich dann? Keine Aufträge, keine Freizeit, keine Freunde.

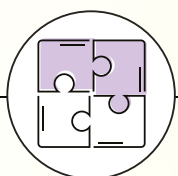
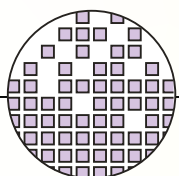
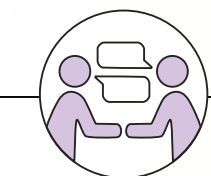
Es gibt viele viele Gründe, warum sich Menschen diesen Normen nicht beugen können oder wollen. Da gehts dann auch ganz schnell um Fürsorge. Wie viele Leute erwarten von der Person, für die sie Fürsorge leisten, bestimmte Reaktionen. Allein Dankbarkeit. Wehe, man bedankt sich nicht genug oder kritisiert die Person, die Fürsorge leistet, weil sich die Fürsorge nicht gut, sondern eher übergriffig anfühlt. Es wäre gut, wenn Fürsorge oder Hilfe, wie bei der Assistenz, auf Augenhöhe passiert. Also so, wie die andere Person es möchte oder braucht und eben auch gefragt wird: „Möchtest du das? Soll ich das machen?“ Nicht einfach, ich mach das mal schnell, schwupp, es ist gemacht. Völlig egal, ob es für die Person gerade stimmig ist oder nicht oder ob es in den persönlichen Freiheitsbereich eingreift. Es gibt also einiges, was sich gesellschaftlich oder im Gesundheitswesen z. B. in Bezug auf Fürsorge noch verbessern könnte...

Emotionalität ist ebenso ein großes Thema, das gesellschaftlich noch sehr verpönt wird: Emotionen zuzulassen und zu zeigen. Sie zu unterdrücken ist bei vielen Menschen, auch bei früheren Generationen, ein großes Problem. Ich kenne einige Menschen, die dagegen ankämpfen. Ich auf jeden Fall. Ich konnte noch nie meine Emotionen unterdrücken und habe dagegen aufbegehrt. Da hab ich viel Zunder und Kritik für gekriegt. Irgendwann habe ich gelernt, dass es andere Konzepte gibt. Sich zusammenzureißen ist ein Konzept, aber nicht das einzige.

Andrea: Das finde ich wichtig, dass du das sagst mit der Emotionalität. In der Ausstellung gibt es auch einen Themenstrang zu Gefühlen oder „schlechten“ Gefühlen, in dem es ausgehend von der Arbeit von Karin Michalski *The Alphabet of Feeling Bad* (Das Alphabet des Sich-schlecht-Fühlens) darum geht, wie gesellschaftlich oftmals als negativ bewertete Gefühle anders, also positiv, umgedeutet und politisiert werden können.

Katrin: Genau. Ich meine, es ist ein Stück weit Aufgabe meiner Generation, das zu verändern. Andere Umgangsformen zu finden, die humaner, weiser und behutsamer sind. Auch der Umwelt und der Psyche gegenüber. Oder für Spiritualität nicht ausgelacht zu werden. Allerdings erschweren diese Bruchlinien es mir weiterzukommen. Daher bin ich sehr dankbar für die Lichtblicke und Menschen, die mich immer wieder aufbauen und toll finden, was ich mache. Dass ich neben dem ganzen Mist schöne Dinge entdecken darf und es so wunderbare Menschen gibt, ist für mich ein großes Geschenk.

Andrea und Noël: Das ist ein schöner Schluss. Vielen Dank, Katrin, für das Teilen und das tolle Gespräch.



Johanna Ackva

– Momente aus
einem Gespräch
zu Sterben,
Tod, Trauer und
Abschied

Die Künstlerin Johanna Ackva führte über mehrere Jahre hinweg Gespräche, u. a. mit einer Trauerrednerin, einem evangelischen Pastor, einer Pathologin, einer Friedhofsgärtnerin und einem Historiker. In der selbst verlegten Publikation *aus dem, was sprachfähig war. Versuche einer Annäherung an Sterben, Tod und Endlichkeit* (2020) versammelt sie Gespräche mit Menschen, die sich aus beruflichen oder privaten Gründen mit dem Tod auseinandergesetzt haben. Ihre Gesprächspartner*innen beschreiben darin unter anderem physische und psychische Aspekte des Sterbeprozesses und reflektieren Formen und Rituale des Abschieds.

Ausgehend von dieser Publikation sowie Johannas seit 2017 andauernder performativer Recherche zum Thema haben wir sie eingeladen, im Gespräch Versatzstücke ihres wachsenden Fundus mit uns zu teilen.

Wir trafen uns am Morgen des 13.10.2021 bei District zum Frühstück, in einem Setting, das unterschiedliche Elemente ihrer Arbeit und Recherche aufgriff und sie zu einer temporären Behausung verdichtete. Die intime Nische war gleichermaßen eine Einladung an die Besucher*innen der Ausstellung *On Illness, Resistance and Modes of Collective(Health) Care*, diesen Raum zu besetzen und sich Zeit für Erzählungen und Reflexionen über Sterben und Trauer, für Erinnerungen an Tode und Tote und vielgestaltige Transformationen zu nehmen. Die einbezogenen Objekte und Dokumente stammten aus Proben- und Aufführungszusammenhängen der letzten beiden Arbeiten *ohne Titel*, Uferstudios (2020) und *CLOUDS ON CLEAR SKY*, Vierte Welt (2021), bei denen wir uns begegnet sind und uns näher kennengelernt haben.



Die Fotografie zeigt einen Ausschnitt aus der Performance von Nagao Akemi im Rahmen von *CLOUDS ON CLEAR SKY*. Teil einer Serie von Veranstaltungen zu Endlichkeit, Tod und Trauer. Ein Projekt von Johanna Ackva in der Vierten Welt, Herbst 2021, Foto: Uta Neumann.

[...]

Nino: Ungefähr mit fünf Jahren habe ich mich gefragt: Was passiert eigentlich mit den Menschen, die nicht mehr da sind, die gestorben sind? Der Tod ist – zumindest scheinbar – ein so abruptes Ende! Die Person wird beerdigt, die physische Verbindung endet, und alle weiteren Verbindungen zu der*em Gestorbenen sind nicht mehr im Miteinander präsent. Jedenfalls habe ich das so erlebt. Als ich älter wurde, habe ich sehr persönliche, intensive Erfahrungen mit Tod und Krankheit in meinem engsten Umfeld gemacht. Entlang dieser Erfahrungen wuchs mein Bedürfnis, andere Perspektiven darauf kennenzulernen, Ansätze und (kollektive) Praxen, die wegführen von einer ausschließlich sprachlichen oder eben rationalen Auseinandersetzung und die gleichzeitig die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse mit in den Blick nehmen. Kannst du dich an ein initiales Moment erinnern, das dich zu deiner fortwährenden künstlerischen Beschäftigung mit dem Tod bewegt hat?

Johanna: 2014 stieß ich auf dem Weg zu einer Probe mit einer Tram zusammen. Dabei habe ich mir das Becken angebrochen und eine Platzwunde zugezogen. Eigentlich ist mir also nicht viel passiert. Trotzdem war dieser Unfall sehr eindrücklich. In diesem kurzen Moment war mir bewusst geworden „Mein Leben hätte jetzt einfach vorbei sein können“ und diese gefühlte Erkenntnis hatte einen langen Nachhall. Ich glaube, ich habe mich mehrere Monate lang irgendwie viel lebendiger gefühlt als davor. Das beschreiben übrigens viele Menschen, die schwere Unfälle überleben. Wenig später starb meine Großmutter, die an Demenz und Krebs erkrankt war und von meinen Eltern gepflegt wurde. Mein Vater hatte ein schlechtes Verhältnis zu ihr und überhaupt war es schwierig in seiner Familie. Als sie starb, kam plötzlich richtig Bewegung in die Beziehung zwischen den Geschwistern. Ich habe darüber gestaunt – und habe dann beides miteinander in Verbindung gebracht: was bei mir nach dem Unfall und was bei meinem Vater und seinen Geschwistern nach dem Tod meiner Großmutter passiert ist. Rund um den Tod schien sich etwas zu verstecken, das

alles andere als morbide ist, sondern im Gegenteil mit dem Leben zu tun hat. Im Nachhinein würde ich sagen, meine Neugier in Bezug auf den Tod war eigentlich angestoßen durch meine Sehnsucht nach einer Lebendigkeit, die ich damals vermisst habe.

Nino: Deine Publikation trägt den Titel *aus dem, was sprachfähig war*. Darin lese ich einen Verweis darauf, dass ganz viel hinter oder abseits der Gespräche und der gesprochenen Sprache liegt. Andererseits arbeitest du mit Tanz und Bewegung. Mich würde interessieren, in welchem Verhältnis die beiden Ausdrucksformen bzw. Sprachen für dich stehen.

Johanna: *aus dem, was sprachfähig war* ist ein Zitat. Ein evangelischer Pastor beschrieb mir mal die Vorgespräche, die er mit den Angehörigen von Verstorbenen führt und wie sie ihm aus deren Leben erzählen. Und dann sagte er – so ungefähr: „Manchmal, vor allem wenn ein Mensch plötzlich stirbt, gibt es kaum etwas, das die Angehörigen in so einem Vorgespräch für die Abschiedsfeier sagen können. Sie sind sprachlos.“ In diesen Fällen schreibe er die Rede eben aus dem, was in diesem Moment sprachfähig war. Ich mochte den Begriff des Sprachfähigen, denn ich selbst machte ja eine Publikation und auch diese ist zwangsläufig aus dem, was sprachfähig ist – oder war. Der Rest bleibt zwischen den Buchstaben oder den Zeilen. In der Auseinandersetzung mit meiner eigenen Sterblichkeit gab oder gibt es vieles, das auf einer nicht-sprachlichen, auf einer körperlichen, emotionalen oder – wenn man es so nennen will – spirituellen Ebene passiert. Vielleicht ist der Tanz in diesem Sinne eine Sprache, die da anfängt, wo die gesprochene aufhört? Du hast ja vorhin über das Solo von Nagao Akemi gesagt, es sei „luftig“. Mit ihr haben wir dazu gearbeitet, wie sie mit ihrer verstorbenen Großmutter oder eben mit deren Geist in Kontakt sein kann und wie wir das in ihrem Solo für andere sichtbar machen und teilen können. Alleine, das jetzt so zu formulieren! Es gibt Menschen, für die existiert kein Geist der Großmutter und auch keine Unsichtbarkeit, die man sichtbar machen kann. Das klingt irgendwie alles



Die Fotografie zeigt einen Ausschnitt aus der Performance von Jan Burkhardt und Sophie Kuhlmann im Rahmen von *CLOUDS ON CLEAR SKY*. Herbst 2021, Foto: Uta Neumann.



Die Fotografie zeigt einen Ausschnitt aus der Performance von emeka ene im Rahmen von *CLOUDS ON CLEAR SKY*. Herbst 2021, Foto: Uta Neumann.

sehr unzulänglich in der Sprache, die wir benutzen. Trotzdem kannst du eine Praxis kultivieren, in der du versuchst wahrzunehmen, was von einer abwesenden Person im Moment präsent ist. Alleine, dass du das machst, hat einen Effekt. Und dieser Effekt ist für dich spürbar und erlebbar und eventuell ist er das auch für andere Menschen.

Nino: Neben den drei Solos in der Reihe *CLOUDS ON CLEAR SKY* gab es ein Duett mit Jan Burkhardt und Sophie Kuhlmann, seiner 15-jährigen Tochter. Als ich diese zwei Körper sah, kam für mich sofort die Frage danach auf, wie wir aufeinander verwiesen sind. Welche Abhängigkeiten, Verbindungen, Beziehungen und welche unterschiedlichen Dynamiken sind da gerade anwesend? Was sehe und fühle ich, wenn sich eine*r von zweien entfernt? Wo bleibt dann die*der andere, wie steht das miteinander im Verhältnis? Das wurde für mich auf einen Schlag total wichtig – nur weil da zwei Körper waren –, obwohl die anderen Performer*innen diese Themen vielleicht auch verhandelt haben. Bei dem Duett ging für mich sofort eine Gedankenmaschine an, in der ich meine eigenen Verhältnisse gescannt habe, im Umgang mit dem Tod meiner Mutter zum Beispiel.

Johanna: In der Arbeit mit den beiden war neben dem Tod meiner Meinung nach auch Abgrenzung und das Verhältnis zwischen Vater und Tochter ein Thema. Beim Gedanken an die beiden wird mir selbst noch mal klar, dass es bei Abschiedsprozessen nicht immer nur um Traurigkeit geht und um das Alleine-übrig-bleiben. Tatsächlich kann ein Abschied auch eine neue Freiheit bedeuten oder die Eröffnung neuer Möglichkeiten, z. B. Rollen einzunehmen, die vorher von der*m Anderen besetzt waren. Auch der Tod kann unter Umständen eine Erleichterung sein, sowohl für die, die gehen als auch für die, die bleiben. Vielleicht stellt das ein noch größeres Tabu dar als Traurigkeit oder Trauer.

Nino: Das fand ich an emeka enes Solo total faszinierend, das war der dritte Abend in der Reihe. Hier hat sich für mich ganz stark ein sehr vielgestaltiger Zyklus des Erwachens und

Entwachsens transportiert. Das erste große Thema, das ich gesehen habe, war Widerständigkeit – im wörtlichen wie übertragenen Sinne gegen Wände rennen, eingeschlossen sein, große Kraft aufwenden, um in den vorgegebenen Räumen bestehen und leben zu können. Später hat sich das weiterentwickelt und was ich dann aus emekas Bewegungen gelesen habe, war so etwas wie: „Ich erkenne an, dass bestimmte Strukturen oder Räume mich umgeben. Was kann ich damit machen? Wie kann ich in ihnen meine eigene Position finden?“ Am stärksten hat mich jedoch der Moment des Feierns, der Ausdruck von Freude in seinem Solo beeindruckt. Ich habe mich gefragt, ob es genau das braucht, um die Verbindung, die zu einer Person entstanden ist und auch nach deren Ableben in ihrer physischen Abwesenheit fortwährt, wertschätzen zu können. Das zu feiern, was diese Verbindung ausgemacht hat, wie sie eine*n genährt und sich in den Körper eingeschrieben hat. Dass ein Mensch sich immer wieder neu zu seinen ancestralen Verbindungen positioniert und dabei eine Transformation durchlebt, schien meinem Eindruck nach Voraussetzung dafür zu sein, dass das Gefühl der Freude auch im Zusammenhang mit Tod und Abschied Platz haben kann. Das fand ich sehr schön!

Noch ein anderer Punkt, über den wir uns schon unterhalten haben, ist, dass emeka **Schwarz** ist und sich in einem Raum bewegt hat, wo die Mehrheit der Anwesenden *weiß* war. Ich habe seinen Körper sofort als Repräsentant für strukturelle Verhältnisse wie Sklaverei, Unterdrückung, Tod und Trauma gelesen und wurde somit auch mit meinem eigenen verinnerlichten oder verkörperten Diskriminierungsverhalten und -denken konfrontiert.



Schwarz

Die Großschreibung von Schwarz verweist auf die Strategie der Selbstermächtigung und zeigt das symbolische Kapital des Widerstandes gegen Rassismus an, welches rassistisch markierte Menschen und Kollektive sich gemeinsam erkämpft haben.

Johanna: Diese Themen standen natürlich im Raum. emeka und ich haben zum Beispiel darüber gesprochen, wie es ist, das Kind von in erster Generation aus Nigeria nach Großbritannien emigrierten Eltern zu sein. Eine besondere Rolle spielte in emekas Solo die Beziehung zu seinem Großvater, die durch die Entfernung nicht oder nur sehr beschränkt möglich war. Und auch das Gefühl der Entfremdung, wenn man merkt, weder richtig Teil der eigenen in Anführungsstrichen Herkunftsgesellschaft zu sein, noch des Kontexts, in dem man jetzt lebt. Über diesen Zustand des Dazwischenseins entsteht eine spezifische Art der Traurigkeit, die etwas mit dem Bewusstsein um Verfehlen und Verpassen zu tun hat.

Nino: Dazu möchte ich eine Beobachtung teilen. Die Serienhaftigkeit der Performances ermöglichte mir eine wiederholte Erfahrung in dem immer gleichen Raum mit diesen statischen Säulen, und dabei ist mir etwas aufgefallen: Ich muss mich bewegen oder meine Position verlassen, um die Performer*innen im Blick zu haben und deren Geschichten folgen zu können. Beziehungsweise habe ich die Wahl, ob ich alles sehen möchte oder mich vielleicht auch auf den Nachhall eines Eindrucks oder einer Situation konzentrieren möchte. Ich erkenne an, dass ich nicht immer alles sehen kann oder muss. Ich gelange zu der Einsicht, dass gerade diese Beweglichkeit von Positionen eine Rolle spielt im Bezug darauf, wie wir uns austauschen können, was wir miteinander teilen können und wollen.

Johanna: Ich finde die architektonische Limitierung der Sichtweise(n), die du ansprichst, gerade in Bezug auf den Tod interessant. In meiner ersten Performance zu dem Thema, die du letztes Jahr gesehen hast und auf der die jetzige Serie aufbaut, gab es deshalb diese unterschiedlich stark transparenten bzw. blickdichten Stoffbahnen im Raum. Manchmal stehe ich auf einer Seite und ich kann dann einfach nicht auf die andere Seite blicken. Ich müsste da rüber gehen und damit würde sich radikal etwas ändern. Diese Logik ist beim Betrachten, Bedenken oder Erleben des Todes ja ganz, ganz stark da. Ich kann einfach nicht

behaupten, ich hätte auch die Freiheit, auf die andere Seite zu gehen. Es gibt natürlich die Möglichkeit des Suizids, aber der ist irreversibel. Wenn du dich für einen sogenannten Freitod entscheidest, gibt es kein zurück. Für mich ist das eine zentrale Bedingtheit, die der Tod aufzeigt: Auch wenn wir – abhängig von sozialen Faktoren und Privilegien – mehr oder weniger viele Freiheiten haben, gibt es Grenzen und Schwellen, die wir nicht passieren können, hinter die wir nicht einmal blicken können, mit denen jede einzelne Person umgehen muss. [. . .]



Die Fotografie zeigt einen Ausschnitt aus der Performance von Regina Baumgart im Rahmen von *CLOUDS ON CLEAR SKY*. Herbst 2021, Foto: Uta Neumann.

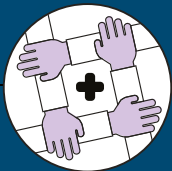
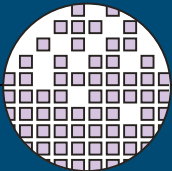
Fragen

zum

Tod

Fragen zum Tod sind eine Auswahl der Künstlerin aus einem sich entlang ihrer Recherchen erweiternden Fragenkatalog und eine Einladung an alle Leser*innen sich darüber auszutauschen.

- Gibt es in deiner Nachbarschaft einen Friedhof? Warst Du mal dort?
- Erinnerst Du dich daran, wann und wie Du gelernt hast, was der Tod ist? Wer hat dir davon erzählt?
- Wie wurde dir der Tod erklärt?
- Wer hat dich getröstet, wenn Du als Kind traurig warst?
- Wie trauerst Du? Wie geht es Dir, wenn andere trauern?
- Weißt Du, was in einem Körper passiert, wenn er stirbt?
- Warst Du schon einmal einem toten Körper nahe? Hast Du einen toten Menschen gesehen oder berührt? An welche Details Erinnerst Du dich?
- Wie nah warst / bist Du deinem eigenen Tod?
- Bereitest Du dich auf den Tod vor?
- Hast Du einen Organspendeausweis, ein Testament, Gespräche geführt darüber, was passieren soll, wenn Du stirbst?
- Hast Du Angst vor dem Tod?
- Hast Du Angst vor dem Sterben?
- Wenn Du für einen Moment deine Augen schließt und nichts tust, was nimmst Du wahr, was spürst Du in deinem Körper?
- Gibt es Tote, mit denen Du sprichst? In welcher Sprache?
- Gibt es Abschiedsrituale, die Du praktizierst?
- Welche Adjektive fallen Dir zum Tod ein?



Anna Maria Storms und Eva Storms

- Das, was jede Geschichte besonders macht, ist, dass sie dem*der Erzähler*in gehört. Keine zwei Leben sind gleich.

[Zitat: Harvey M. Chochinov, kanadischer Psychiater, forscht zu Würde, Würdetherapie und palliativer Betreuung]

Anna Maria Storms arbeitet als Krankenschwester seit 42 Jahren auf einer Intensivstation. Sie ist frisch ausgebildete, ehrenamtliche Sterbe- und Hospizbegleiterin und Mutter von Eva. Eva Storms ist Künstlerin, Kunsttherapeutin und Tochter von Maria. Beide trafen sich zwischen Oktober und November 2021 regelmäßig für zwei bis drei Stunden auf Zoom, einem virtuellen Videokonferenzdienst. Zu diesem Zeitpunkt hat Maria ihre Ausbildung gerade abgeschlossen. Eva begann während der Arbeit am Zine ebenfalls einen Befähigungskurs zur kultursensiblen, ehrenamtlichen Hospizarbeit am Uniklinikum Essen.

Entlang von Materialien und Inhalten der Hospizbegleiter*innenausbildung traten Mutter und Tochter in einen persönlichen Austausch über grundsätzliche Fragen und Konzepte zu Sterben, Tod, Krankheit, Würde, Recht, Gesetzen, Respekt, Privilegien, Selbstbestimmung und Normen. In den Treffen entstand jeweils eine Serie von 5 bis zu maximal 13 Zeichnungen.

Für den Beitrag hat die Künstlerin im Austausch mit Maria und Nino, Zeichnungen ausgewählt und um assoziative Bildbeschreibungen und Texte erweitert.

06.10.2021 Themen: Buchausschnitt: Roland Schulz: *Ganz am Ende, „... Und dann bist du tot.“*

13.10.2021 Themen: Gesetze, Sterbehilfe, assistierter Suizid, Änderung der Paragraphen

27.10.2021 Themen: Gegen das Verstummen, Spiritualität, spiritual care, Glaube/ Religion, Was ist das Leben?

17.11.2021 Themen: Fabeln und Geschichten, Erfahrungsbericht von Lavia Gelsenkirchen: *Sich Hilfe holen ist kein Zeichen von Schwäche*, Trauerbegleitung Mechthild Schroeter-Rupieper

30.11.2021 Themen: Die fünf Sterbephasen nach Kübler-Ross, Sterbephasen gemäß dem tibetischen Totenbuch



spirituell. fürsorge. bunte farben formen.
verabschieden sich. flügel. körper.
im grün. abgerissenes papier.



naturfarben. knäuel. bewegung.zartes.
gelb. dunkel grün. bräunlich.
figürliche formen. fragmentierungen.
einundzwanziggramm.
meine seele hat es eilig.

Wie lässt sich ein Sprechen über
das Sterben verzeichnen?

Es gibt so viele Bilder

so viele Worte

über Sterben und Tod

und doch erscheint das Sprechen,

das Zeichen und Bilder finden

das Für- und Versorgen

... wie?

Tabuisiert? Kontrolliert? Bürokratisiert?

Institutionalisiert? Reguliert?

Rationalisiert? Emotionalisiert?

Fragwürdigkeiten, Autonomieverständnisse,

Individualisierung, Externalisierung.

Macht. Illusion von Kontrolle.

Leben. Lebenswerte.

Sterbenswünsche und Sterbensangst.

Annäherungen finden, wo Worte fehlen.

Weinen dürfen. Atmen. Gemeinsam.Sein.

Körper.Sein. Dürfen.

Da sein. Füreinander. Fürsorgen. Versorgen.

Mehr sein. Mehrere sein. Begleiten.

Berühren. Nicht Wissen einladen.

Stille. Nähe. Stille. Distanz. Stille. Zuversicht.

Stille. Halt. Stille. Zuwendung. Stille.

Trauer.

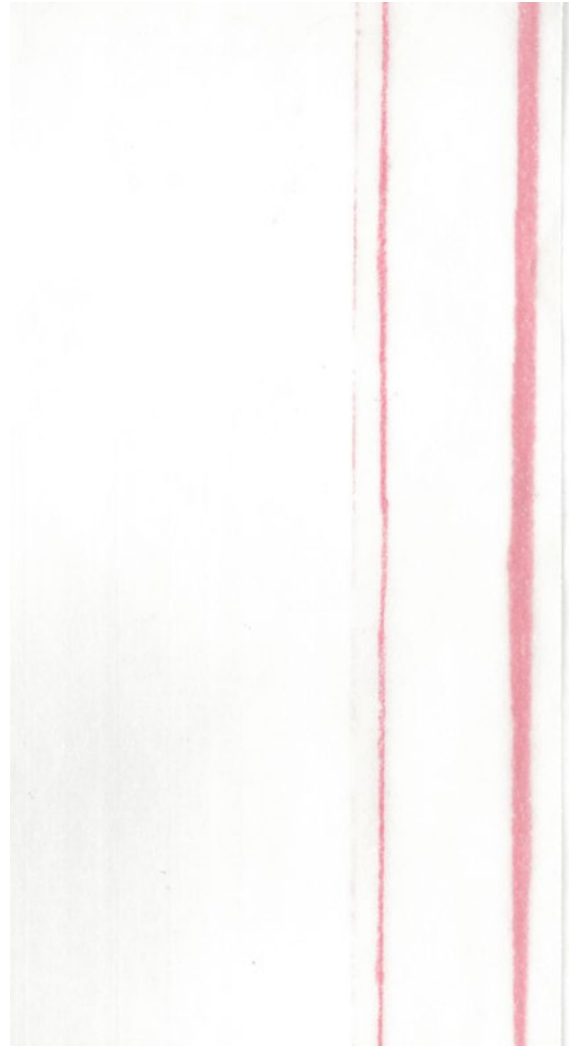
Laut. Leise. Erlauben.

Zeit.



lebensgeschichte. bewältigung.
aufrollen. film. sequentielles erinnern.
zeitverlust. fotografie. im moment.

rot. rechteck. oben rechts offen. prozedurale
sicherungsmechanismen. poröses urteil(en). assistiert. Sterben.



rot. linien. senkrecht. mittig.überschneidung.
persönlichkeitsrechte. briefe an. kämpfen für.
starre. dynamiken. macht. gesetze. gesetzt?

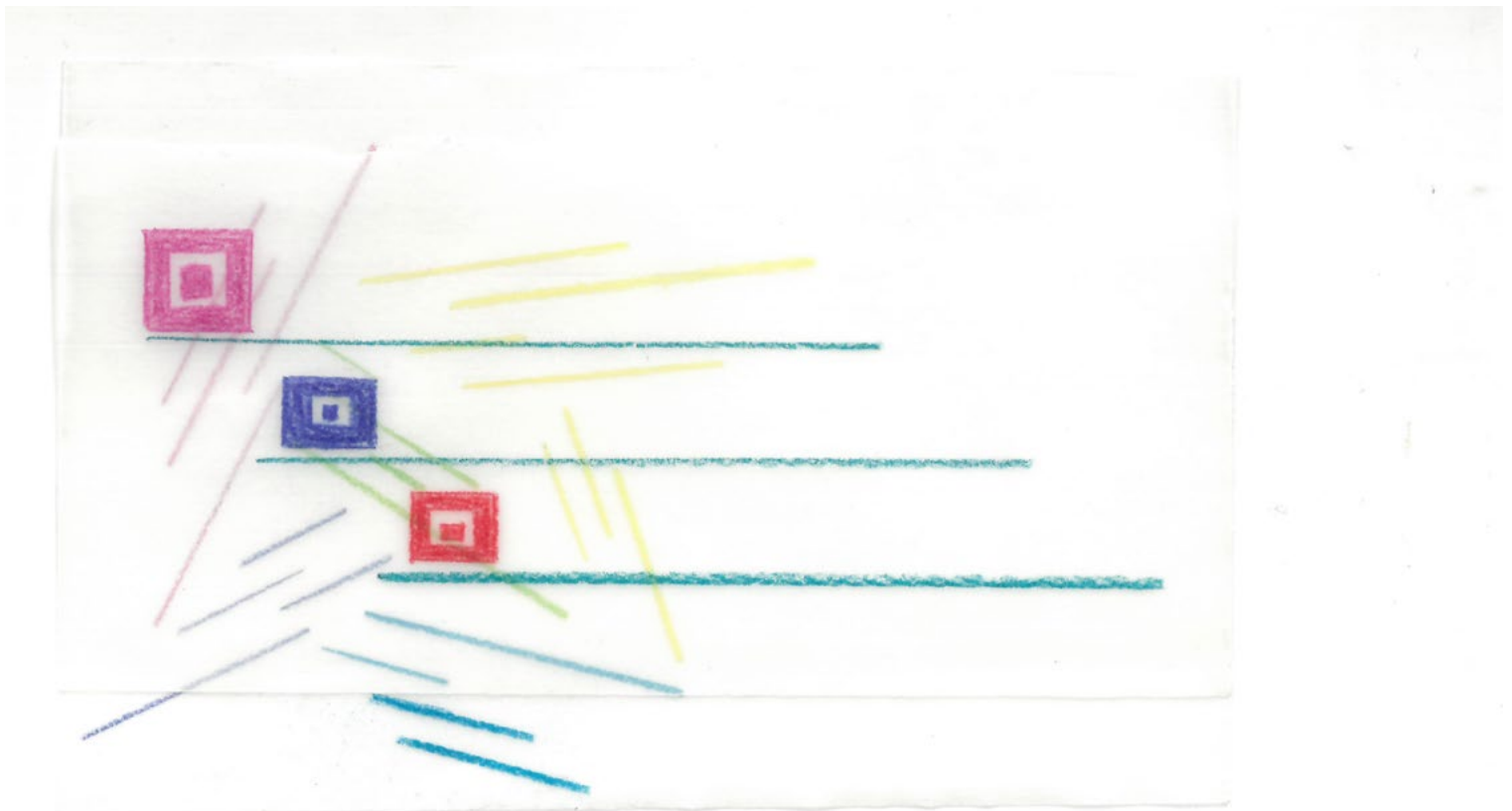
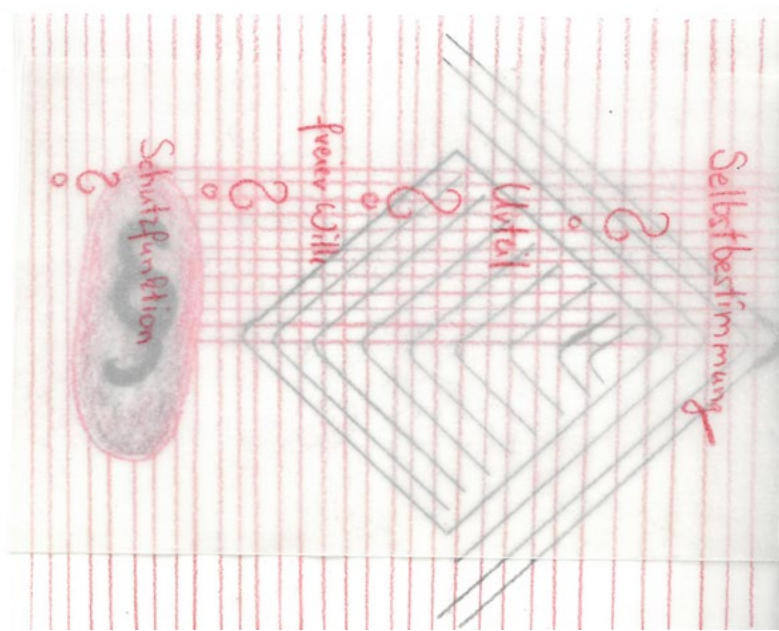


rotes knäuel.versteck.was ist das leben?
konzepte.roter faden.
verworren. Verstummen.worte entwirren.



verschiedene blautöne.rot.gelb.linear
fließend.körper.ver_rücken.lassen. du hast
gelebt. du stirbst.aktiv. gehen.passiv.
schwelligänger:in.wohin?ganz am ende.

linien.rot.schwarz.wie.gitter.undurchsichtige.
urteile_n? lücken im dichten gesetzestext



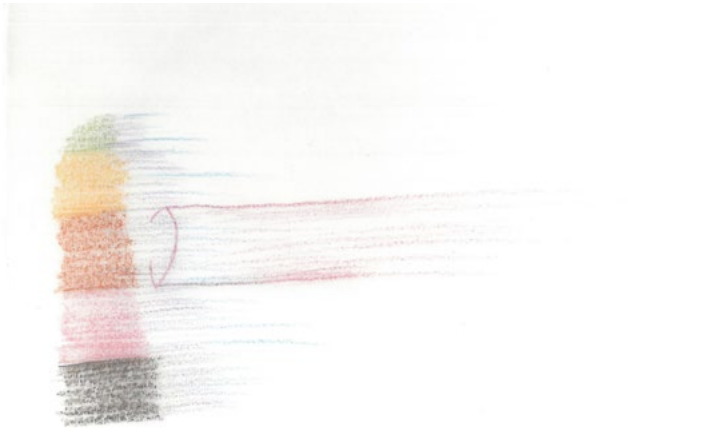
dastimmtwasnichtinunseremsystem. transparenz? schutz-mechanismen?
ohn-macht.planbarkeit_en.ordnungimsystem? rosablaurot -
vierecke. mal zwei.gelb.grün.blau.rosa.türkis. linien. schräg.



braunrot.öffnung nach oben rechts.zarte
linien.untere mitte. eine kugel.halb offen.
tropfenähnliches.flammen.leere
kugeln. erde.wasser.feuer.luft.

Sterbephasen gemäß dem tibetischen Totenbuch

- 1 Schichten. Humus. Helligkeitsgrad. Auflösung.
Hin zu. Unruhe. Halten. Kraft verlieren.
- 2 Turbulenzen. Innerlichkeit. Halluzinationen.
Falten. Wasser. Naturgewalten.
- 3 Inneres Feuer. Zudecken. Kälte. Schweiß.
Verlangsamung. Entfliehen. Wahrnehmen.
- 4 Trockenheit. Kontaktabbruch. Schweben. Atem.
Luft. Grün im Wirbel. Neue Daseinsebenen.



1



2



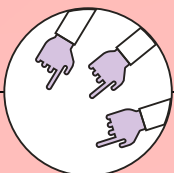
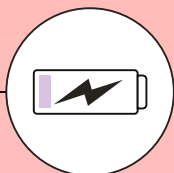
3



4



begleiten.hilfe.lila wurzel.kokons
und grüne Blätter. zwei sein. Allein.
Zuhören dürfen.resonanzen.



Kallia Kefala

– Müde

Kallia Kefala ist Kostüm- und Bühnenbildnerin, arbeitet aber auch zunehmend im Bereich Performance. Diese konzipiert sie selbst und / oder tritt in ihnen als Performerin auf. Wir treffen uns in Kallias kleinem Studio in Neukölln. Hier hängen Notizen an der Wand, die sehr viel mit den Themen ihrer aktuellen Performance *Müde* zu tun haben, die Ende Oktober 2021 in der Vierten Welt Premiere hat. Es gibt auch ein Modell des Performance-Raums, in dem sich sehr verschiedenen weiche Materialien, viel Stoff, aber auch Schaumstoff befinden. Damit will Kallia eine weiche und langsame Welt für die Performance kreieren. Daneben beschäftigt sie sich seit 2020 in einem künstlerischen Forschungsprojekt mit Müdigkeit, dem Zusammenhang zu prekären Lebensbedingungen sowie in welcher Art und Weise sich Ermüdung auf den Oberflächen von Körpern manifestiert.

Andrea: Wir sind heute in deinem Studio, um zu „Müde“ und Müdigkeit zu sprechen. Was bedeutet Müdigkeit für dich und warum beschäftigst du dich damit?

Kallia: Ich finde es immer schön, aus der eigenen Erfahrung zu sprechen. Müdigkeit ist ein sehr komplexes, aber auch sehr breites Thema. Jede Person, je nachdem, welche Position sie in der Gesellschaft hat, empfindet Müdigkeit anders. Deswegen fange ich mit meinem sehr persönlichen Standpunkt an, und zwar aus meiner „Verzweiflung“ heraus als eine Person, die in der Kunst arbeitet und hier auch relativ neu ist. Insbesondere die ersten zwei Jahre nach meinem Studium waren

extrem anstrengend und ich hatte das Gefühl, dass ich in Berlin nicht so richtig ankomme. Müdigkeit assoziiere ich also sehr stark mit meiner Arbeit in der Kunst, aber auch mit meinem Hintergrund und meinen Zugehörigkeiten. Ich komme aus Griechenland, wohne seit zehn Jahren in Deutschland, spezifisch in Berlin und Deutsch ist nicht meine erste Sprache. Ich habe daher einen komplett anderen Bezug zu der Stadt als Menschen, die ihr ganzes Leben hier verbracht haben, was auch Netzwerke und Unterstützungsmöglichkeit auf allen Ebenen bedeutet. Zudem verstehe ich mich als **queere** Person. Das alles charakterisiert die Art und Weise, wie ich meine Müdigkeit empfinde: Als ein kontinuierliches Kämpfen,



Kallia Kefala, *Müde*, Videostill
aus dem Kurzfilm, 2021.

Ein großes, hungriges Wesen. So etwas habe ich noch nie gesehen. Es verschlingt so viele Dinge. Auch große Dinge. Eine Verdauungs-Maschine, gleichzeitig behaglich, warm und sanft. Ich fühle mich sehr damit verbunden. Wenn ich in seinem Inneren bin, kann ich fast durch seine Haut sehen, auf eine Art und Weise, dass ich manchmal denke, wir sind miteinander verschmolzen. Zeit ist wichtig. Zeit mit dem Wesen zu verbringen ist besonders wichtig. Und es braucht ganz viel dehnbare Zeit. Langsamkeit erlaubt Aufmerksamkeit. Genau zuzuhören, genau hinzuschauen, sich zu berühren. All dies ist sehr wichtig.

[Kallia Kefala]

um anzukommen, irgendwo Fuß zu fassen, anerkannt zu werden, gesehen zu werden und Raum für mich schaffen zu müssen. Und auch der Wunsch danach, dass es irgendwann mehr Ruhe und Wohlbefinden gibt, also das Gefühl, nachdem ich angekommen bin, dass ich da bin. Das ist für mich nicht selbstverständlich. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich mich sehr bemühen muss. Und das ist, was mich müde macht.



queer
ist eine positive Selbstbezeichnung für Personen, deren geschlechtliche Identität (wer sie in Bezug auf Geschlecht sind) und/oder sexuelle Orientierung (wen sie begehren oder wie sie lieben) nicht der zweigeschlechtlichen, cis-geschlechtlichen und/oder heterosexuellen Norm entspricht.

Andrea: Du hast sehr bewusst den Begriff Müdigkeit gewählt, obwohl es auch Begriffe wie Erschöpfung oder Ermüdung gibt? Warum hast du den Müdigkeitsbegriff gewählt. Wo ist da für dich der Unterschied?

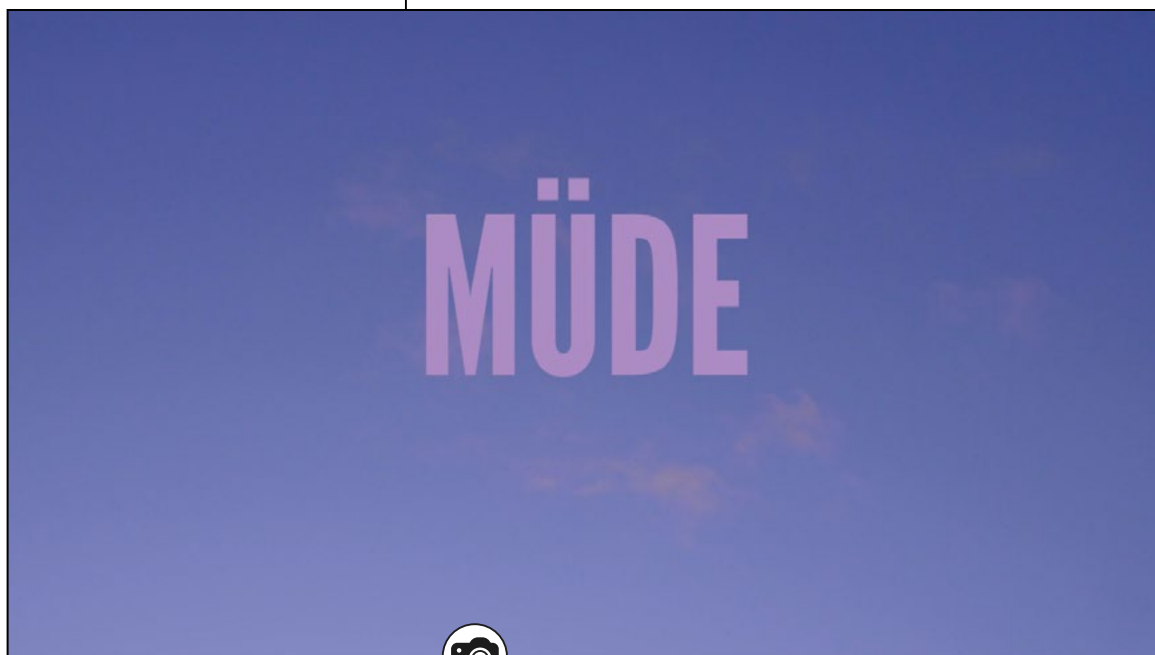
Kallia: Es gibt auf jeden Fall Unterschiede, aber es ist auch nicht so einfach, diese zu erklären. Es ist interessant, sich dem sprachlich anzunähern. Erschöpft bedeutet auf Deutsch ja komplett leer zu sein. Müdigkeit wird sehr viel häufiger benutzt, aber eher für kleinere, alltäglichere Dinge. Es hat nicht so eine krasse Wirkung wie Erschöpfung.

Andrea: Ja, Müdigkeit ist sehr nah am Schlaf, Müdigkeit ist vielleicht ein Zustand, der schneller wieder überwunden werden kann? Bei Erschöpfung hat man eher das Erschöpfen, den Zustand der Leere ohne Perspektive auf Besserung.

Kallia: Im Englischen und im Griechischen gibt es unterschiedliche Worte, um Müdigkeit oder Erschöpfung zu übersetzen. Das finde ich interessant. Ich habe das Gefühl, dass „müde“ auch öfter in der Form benutzt wird, dass man keine Lust mehr auf etwas oder eine bestimmte Situation hat. Im Sinne von „ich habe die Nase voll“.

Andrea: Ah ja, stimmt. Genau.

Kallia: Bei „müde“ ist es so, als ob es Zeit für Veränderung wäre. Aber meiner Meinung nach ist es bei Erschöpfung genau das gleiche, denn was



Kallia Kefala, *Müde*, Videostill aus dem Kurzfilm, 2021.

bleibt, wenn man erschöpft ist und alle Möglichkeiten ausgeschöpft sind? Es muss etwas Neues kommen. Also in beiden liegt das Potenzial für Veränderung. Aber du hast absolut recht, dass es Unterschiede gibt, aber im Spektrum etwa von Disability Studies könnte eine Person viel mehr als ich dazu sagen.

Andrea: Auch wenn es im Kulturbetrieb sehr unterschiedliche Ausgangspunkte, Erfahrungen oder Benachteiligungen etwa aufgrund von Geschlecht, (sozialer) Herkunft oder **Be_hinderung** gibt, sind viele mit den Strukturen unzufrieden. Die dauernde Arbeit in Prekarität, unsichere und wenig nachhaltige (Projekt-)Förderungen, Selbstausschöpfung bei Unterfinanzierung von Projekten, enge Taktung und Mehrfachbelastung machen sehr müde.

Im Ankündigungstext zur Performance beschreibst du auch, dass du über eben diesen Druck von Effizienz und Leistung und das Ideal der Selbstoptimierung nachdenken möchtest und es darum gehen sollte, Verhaltensweisen zu verlernen.

Im Rahmen des *On Illness*-Projektes haben wir uns von Platz da! Inklusive Kulturvermittlung und Prozessbegleitung beraten lassen, um Barrieren abzubauen. Ein Fazit war, dass es eine totale Entschleunigung in Arbeitskontexten geben müsste, weil wir viel zu dicht arbeiten und dadurch total exklusiv sind, da viele Menschen so gar nicht arbeiten können. Und wir merken ja auch selbst, dass diese Strukturen nicht gesund sind und uns nicht guttun. Alle würden von einer Veränderung, also einer totalen Verlangsamung profitieren. Aber wir sind in diesen Strukturen verhaftet und es ist gar nicht so einfach, da rauszukommen. Du hast ja auch schon beschrieben, dass deine Proben sehr intensiv sind. Wir arbeiten also schon zu diesen Themenkomplexen und trotzdem setzen sich unsere Arbeitsweisen fort. Es ist nicht so einfach, diese zu verlernen.

Kallia: Ich würde sehr gerne meine Position in meine künstlerische Praxis miteinbeziehen. Bei diesem Projekt, das so kritisch gegenüber Selbstausschöpfung, Selbstoptimierung und Leistungsgesellschaft sein möchte und gleichzeitig

eine Chance und großes Glück für mich ist, merke ich, wie sehr ich mich in meiner eigenen Arbeit und meinem eigenen Projekt selbst ausschöpfung. Wie groß die Diskrepanz zwischen dem ist, was ich denke und meinen eigenen Praktiken, die so sehr in mich eingeschrieben sind. Vor allem in der Kunst.

Die Arbeit in der Kunst war und ist auch immer ein Beispiel dafür, was Flexibilität in der Arbeit bedeutet. Es gibt keine festen Arbeitszeiten, keine Trennung zwischen Privatem und Arbeitsleben. Es ist auf jeden Fall erstaunlich, was sie für ein Vorbild für die Flexibilität in der Arbeit ist. Und gleichzeitig denke ich, okay, wie verlernen wir das, wie ich das ja auch so schön (lacht) in meinem Text beschreibe: Wie verlerne ich das in meinen Arbeitspraktiken? Und das sind eben Situationen oder Gedanken innerhalb meines Arbeitsprozesses, mit dem ich konfrontiert bin. Ich bin sehr mit mir selbst konfrontiert (lacht). Ich sehe die Performance auch als eigene Recherche, als porösen Prozess, in dem ich immer noch lerne, in dem kein endgültiges Produkt geliefert wird. Ich bin einfach froh, dass ich durchs Machen lerne.

Andrea: Ja, da geht es uns auf jeden Fall ähnlich. Es ist ein fortwährendes Lernen, aber auch ein fortwährendes Struggeln mit den Strukturen, die man gerne verändern und verbessern würde. Aber es hat eben auch viel mit den eigenen Erwartungen und Ansprüchen zu tun. Wie sehr bin ich bereit zu reduzieren? Ich habe bei dem *On Illness*-Projekt auch gemerkt, wie sehr ich an meine Grenzen komme, aber gleichzeitig wird mir auch immer mehr bewusst, dass ich gar nicht mehr so krass arbeiten kann und will wie früher und, dass Projekte auch anders konzipiert sein müssen, um barriereärmer für alle zu sein.

Du hattest auch von einem anderen Rechercheprojekt zu Müde und Müdigkeit, ausgehend von deiner Großmutter erzählt. Ich fände es spannend, mehr darüber zu erfahren. Wäre das etwas, was du hier teilen möchtest?

Kallia: Vor zwei Jahren habe ich schon an dem Rechercheprojekt zu Müdigkeit gearbeitet, das auch als Vorarbeit für das aktuelle Performanceprojekt



Kallia Kefala, *Müde*, Performance
in der Vierten Welt, 2021, Foto:
Louisa Boeszoermy, 2021.

funktioniert hat. Ein anderes Thema oder Projekt ist aber die Beziehung zu meiner Großmutter und die Gespräche, die ich mit ihr bezüglich ihrer Erfahrung als Migrantin in Deutschland in den 60er-Jahren, als Arbeiterin in einer Fabrik und das Gefühl des Fremdseins führe. Das sind zwei unterschiedliche Projekte, auch wenn es da natürlich Überschneidungen gibt.

Erst mal zu der Recherche zu Müdigkeit: Ich komme sehr gern ins Gespräch mit Menschen. Für die Recherche habe ich mit verschiedenen Personen gesprochen. Jede*r hat erzählt, was ihre*seine Erfahrungen von Müdigkeit sind oder wie sie Müdigkeit erleben. Davon hatten einige ähnliche Lebensentwürfe wie ich, arbeiten prekär und /oder in der Kunst oder haben Migrationsbiografien, aber es gab auch Menschen, die ganz andere Erfahrungen besitzen. Parallel dazu habe ich Fotos von ihren Räumen und von Objekten gemacht, die sie jeden Tag benutzen. Das hat mir geholfen, mein Spektrum zu erweitern und mir klar zu werden, wie ich ausgehend von meiner Biografie über Müdigkeit sprechen und ob ich auch andere

Lebensentwürfe und Erfahrungen mit einbeziehen möchte. Die Performance, die ich jetzt mache, ist ausgehend von meiner Biografie, weil ich denke, dass mir das zusteht. Ich möchte nicht im Namen einer*s anderen sprechen. Jedes Gespräch hat mich und meine Sicht verändert. Und das nehme ich auf jeden Fall mit.

Und auf der anderen Seite ist die Geschichte meiner Oma bzw. meiner Großeltern, die in den 60er-Jahren nach Deutschland emigriert sind, um besser arbeiten bzw. überleben zu können, da sie in Griechenland mit finanziellen Schwierigkeiten konfrontiert waren. In den ersten Jahren waren sie sehr viel unterwegs. Sie hatten ganz unterschiedliche Jobs an unterschiedlichen Orten.

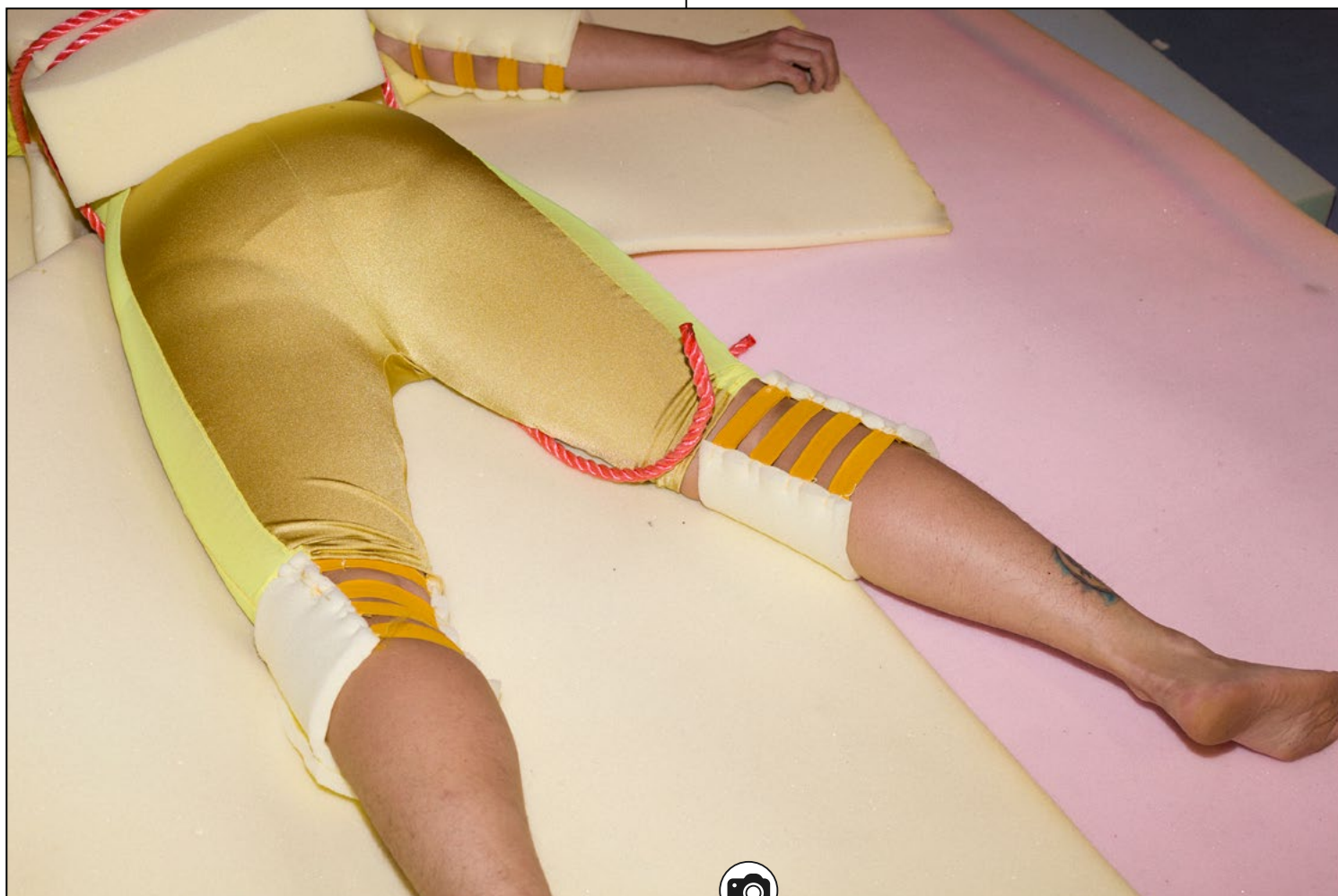
Mitte der 60er-Jahre kamen sie dann nach Düsseldorf und haben dann 30 Jahre lang für Mercedes Benz gearbeitet. Meine Oma hatte das Gefühl, dass sie nie angekommen ist, nicht in Deutschland, nicht in Düsseldorf, generell nicht in ihrem Leben. Sie hatte Depressionen... sie hat die Sprache nicht gelernt. Ich habe das Gefühl, sie

hatte auch gar keine Lust anzukommen. Diese 30 Jahre Arbeiten in Deutschland haben sie total geprägt. Ein Gespräch mit ihr fängt immer mit einer Erzählung aus ihrer Zeit in Düsseldorf an.

Sie wird sich irgendwann verabschieden und ich möchte ihre Geschichte mit allen Mitteln am Leben erhalten. Auch als Verarbeitung meiner Biografie, was auch mit meiner künstlerischen Praxis zu tun hat, denn wie ich vorhin schon gesagt habe, haben meine Erfahrungen von Müdigkeit eben auch sehr viel mit diesem Ankommen zu tun. Da gibt es sehr viele Überschneidungen mit meiner Großmutter.

Andrea: Die Performance, an der du jetzt arbeitest, die greift das ja eher indirekt auf, speist sich aus deinem persönlichen Biografischen. Magst du versuchen, ein Bild zu vermitteln?

Kallia: In der Performance gibt es sehr wenig Text, da für mich auch Sprache erschöpft ist. Ich habe das Gefühl, dass ich keine Sprache habe. Ich fühle mich in einer Art Limbo-Situation, in einem Dazwischen, da ich ein Drittel meines Lebens in Athen, ein Drittel in Thessaloniki und ein Drittel in Berlin verbracht habe. Ich merke, dass ich immer noch gebrochenes Deutsch spreche. Langsam habe ich auch mit Griechisch Probleme. Daher habe ich das Gefühl, dass Sprache für mich erschöpft ist und ich suche nach anderen Mitteln. Die Mittel, die ich in der Performance benutze, sind somatische Mittel. Es geht sehr stark um den Körper, der performt, ich erforsche mit meinem eigenen Körper. Es ist eine multimediale Performance, es gibt diesen somatischen Teil, Videomaterial, was wir gerade generieren, Sound und Interviewelemente. Mein Ziel ist, dass diese Performance eine gemeinsame



Kallia Kefala, *Müde*, Performance
in der Vierten Welt, 2021,
Foto: Louisa Boeszoermy.



Kallia Kefala, *Müde*, Performance
in der Vierten Welt, 2021,
Foto: Louisa Boeszoermy.



Kallia Kefala, *Müde*, Videostill, 2021.

Erfahrung des Publikums und der Performer*in ist, die sich vor allem aus dem Sinnlichen speist. Auf der haptischen Ebene arbeite ich sehr stark mit Stoff und Schaumstoff und auf der visuellen Ebene sehr stark mit der Idee der Vergrößerung, also auch was die szenischen Objekte angeht. Es gibt z. B. eine sehr große Daunendecke.

Auf der Soundebene arbeite ich mit der Verstärkung von Sound, Geräuschen aus dem Alltag, Platz für das Banale, Alltägliche, was sonst nicht so wahrgenommen wird. Ich hoffe, dass dadurch Assoziationsräume für das Publikum entstehen, dass wir uns dadurch verbinden können. Es gibt keine lineare Narration, kein Skript, nur Versuche, sinnliche assoziative Erfahrungen zu öffnen und mit dem Publikum zu teilen in der Hoffnung, dass wir uns finden, also dass die Zuschauer*innen etwas finden, womit sie sich verbinden können.

Andrea: Gibt es für dich schon Dinge, die du für dich als widerständiges Potenzial rausziehen kannst?

Kallia: Erstens erfahre ich, wie schlimm es mir geht, wie krass ich arbeiten kann, wo eigentlich meine Grenzen liegen und dass ich es nicht schaffe aufzuhören. Das ist das nicht so Positive.

Im Team finde ich es spannend zu überlegen: Was könnte eine neue Qualität von Müdigkeit sein? Was ist das radikale Potenzial von Müdigkeit? Die Langsamkeit, die Arbeit mit Softness und Weichheit im Gegensatz zu Schnelligkeit und Härte. Wie kann unsere Wahrnehmung neu kontextualisiert werden? Das Bedürfnis anzukommen, wo bist du, was gibt es um dich herum und wie willst du dich mit dem um dich herum verbinden? Für mich schafft Müdigkeit Zeit und ermöglicht eine Form von Langsamkeit und Ankommen. Also für mich bedeutet Müdigkeit eine Situation, wo du für dich Raum und Zeit schaffst, weil du nicht anders kannst oder möchtest... und dadurch kannst du besser die Welt und dich selbst wahrnehmen und da steckt für mich das radikale Potenzial von Müdigkeit, denn das ermöglicht vielleicht eine neue Sicht auf die Zukunft.



Kallia Kefala, Müde, Kurzfilm, 2021.
Konzept/ Regie/ Performance: Kallia Kefala; Dramaturgie/ Bewegungsdramaturgie: Nefeli Gioti; Videodesign: Gloria Gammer; Sounddesign: Kim Bode; Lichtdesign: Claudia Rutz; Bühne- und Kostümbild: Kallia Kefala, Elisa Nelvand; Produktion: Annett Hardegen; Technische Leitung: Aiko Okamoto.

vimeo.com/704116843/dc7d56f326



Kallia Kefala, Müde, Performance in der Vierten Welt, 2021, Foto: Louisa Boeszoermy.

Zine

Intimate Talks auf grauen Fittichfingern in blauer Weite

Gespräche zu Krankheit, Widerstand und Formen kollektiver (Gesundheits)Fürsorge anlässlich des Projektes *On Illness, Resistance and Modes of Collective (Health)Care 5*.

September bis 27. November 2021

Titelgrafik: Kadi Windhorst und Noël Labridy nach Sophie Utikal, *Rest*, aus der Serie *When they returned to their bodies, they returned home*, 2019.

Titel: *auf grauen Fittichfingern in blauer Weite*, Gedichtzeile aus Katrin Dinges, *Wortewattwanderung*.

Herausgeber*innen, Redaktion

und Lektorat: Nino Halka, Andrea Caroline Keppler und Noël Labridy

Ko-Lektorat: Johanna Ekenhorst

Gesprächspartner*innen: Johanna Ackva, Katrin Dinges, Kallia Kefala, Eva und Maria Storms

Beratung Zugänglichkeit und

konzeptionelle Begleitung:

Katrin Dinges und Juliana Keppler

Design und Layout: studiokwi

[Kathrin Windhorst] www.kwikwi.org

Screenreaderoptimierung: studiokwi & Ipek Erdöl

Dank an: die Gesprächspartner*innen der *Intimate Talks*: Johanna Ackva, Katrin Dinges, Kallia Kefala, Eva und Maria Storms, alle Beteiligte des Projektes, das Platz da!-Team (besonders an Stefanie Wiens, Silja Korn, Svenja Steinke, Patricia Carl, Christine Pargmann, Patrick Marx, Swantje Noack), Juliana Keppler, Andreas Lochner, Max Joris Keppler, Inga Zimprich.

Zugänglichkeit: Das Zine / Die Heftreihe *Intimate Talks* entwickelt sich im Prozess. Ziel ist es, möglichst barrierearme Zugänge zu schaffen. Die Texte dieser Ausgabe liegen bisher nur auf Deutsch vor. Der Fließtext wurde in der Schrift Source Sans gesetzt. Das Heft wird als barrierearmes PDF gratis zum Download unter www.district-berlin.com zur Verfügung gestellt. In der digitalen Version finden sich Bildbeschreibungen der

Fotos und Bilder. Wir nutzen ein Textformat, das von Screen-Readern gelesen werden kann.

Rückmeldung und Kontakt: Bitte kontaktiert uns für Feedback oder wenn ihr uns helfen möchtet, die Texte zu übersetzen: it@district-berlin.com

Copyright 2022: die Herausgeber*innen, Autor*innen, Gesprächspartner*innen, Künstler*innen / District*Schule ohne Zentrum

Künstler*innen: Johanna Ackva, Christa Joo Hyun D'Angelo, Nuray Demir, Katrin Dinges, Discoteca Flaming Star (CGB, Sara Pereira, Sofia Lomba, WM), European HIV/AIDS Archive, Eugen Januschke (denkmal PositHIV e.V.), Kallia Kefala, Todd Lanier Lester (Luv til' it hurts), Rully Malay (Waria Crisis Center), Karin Michalski und Ann Cvetkovich, Clara Moenschwald, Gail Pheterson, <Platz da!> Beratung für Inklusion und barrierefreie Kulturvermittlung, Power Makes Us Sick, Sickness Affinity Goup, Ferdiansyah Thajib, Sophie Utikal, Sidhi Vhisatya (Queer Indonesia Archive), Inga Zimprich (Feministische Gesundheitsrecherchegruppe), u. a.

Team: Konzept und Produktion: Nino Halka und Andrea Caroline Keppler; Künstlerische Leitung: Andrea Caroline Keppler; Ko-Kuratorin *Intimate Talks*: Nino Halka; Kurator *Erinnerungs- und Care Aktivismus*: Ferdiansyah Thajib; Kuratorin *Nurays Tränenbar*: Nuray Demir; Ko-Kuratorin *Kollektive Zugehörigkeit und Fürsorge*: Johanna Ekenhorst; Projektassistenz und Grafik: Noël Labridy; Projektassistenz: Lydia Karagiannaki; Kommunikation: Johanna Ekenhorst; Finanzverwaltung: Anneli Schütz; Critical Friend: Stefanie Wiens; Simultanübersetzung: Karin Kalies, Felix Pahl; Ausstellungsaufbau: Anne Hierzi, Mona Nasser, Winnie Olbrich, Serra Öner; Technik: Rizki Resa Utama; Fotodokumentation: Chiara Faggionat; Besucher*innenmanagement und Vermittlung: Laura Bleck, Lillian Boksch, Wen-Ling Chung, Christina Harles, Alex Jarevskij, Yu Lu.

DISTRICT

Mehr Informationen zum Projekt unter:
www.district-berlin.com

Ein Projekt von District*Schule ohne Zentrum
mit freundlicher Unterstützung der Berliner
Senatsverwaltung für Kultur und Europa.

